WeltBlick MAGAZIN DER BERLINER MISSION

Nr. 2/2022

ERFOLGS Geschichten

Talitha Kumi

Exzellenz und besonderes Profil

Seite 11

iThemba Labantu Otto Kohlstock predigt ohne Worte

Seite 22

Huruma-Zentrum

Plötzlich fühlen sie sich geliebt

Seite 32



Impressum



Nr. 2/2022

Die Zeitschrift **Welt**Blick erscheint dreimal jährlich.

ISSN 2513-1524

Auflage

10.000 Exemplare

Redaktion

Jutta Klimmt, Gerd Herzog

Editorial Design

NORDSONNE IDENTITY, Berlin

Layout

Katrin Alt, hellowork.de

Druck

Bonifatius-Druckerei, Paderborn

Papier

Das Magazin des Berliner Missionswerkes wurde auf 100 % recyceltem Altpapier gedruckt. Sowohl das Umschlagpapier als auch das Papier der Innenseiten sind mit dem Blauen Engel ausgezeichnet.

Umschlagpapier

Circle Offset white, 170 g/m² Blauer Engel, FSC-zertifiziert, EU Ecolabel

Innenseitenpapier

Charisma Silk, 80 g/m² Blauer Engel, EU-Umweltzeichen

Herausgeber

Direktor Dr. Christof Theilemann für das Berliner Missionswerk der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und der Evangelischen Landeskirche Anhalts.

Kontakt

Berliner Missionswerk Georgenkirchstraße 69/70 10249 Berlin E-Mail: redaktion@berliner-missionswerk.de Telefon: 030/24344-168

Spendenkonto

Berliner Missionswerk Evangelische Bank BIC GENODEF1EK1 IBAN DE86 5206 0410 0003 9000 88

Titel



Talitha Kumi – das Schulzentrum im Heiligen Land in Trägerschaft des Berliner Missionswerkes ist eine Erfolgsstory par excellence! Für die Kinder, durch die Kinder – und alle anderen, die ihren Teil dazu beitragen.

Seit über 170 Jahren. Mehr dazu ab Seite 10 (Foto: Rendel Freude)

Für Sie immer aktuell!

Gerne informieren wir Sie jederzeit aktuell. Besuchen Sie unsere Webseiten

- → www.berliner-missionswerk.de
- → www.talitha-kumi.de

Oder bestellen Sie unseren kostenlosen E-Mail-Newsletter.

Schreiben Sie einfach eine E-Mail mit dem Betreff »Newsletter« an

✓ redaktion@berliner-missionswerk.de

Bildnachweis

S. 6 NASA; S. 8–16 Gerd Herzog; S. 18 EAPPI; S. 19 Konstantin Börner; S. 20 Barbara Deml; S. 21 Gerd Herzog; S. 22 iThemba Labantu; S. 23 Gerd Herzog; S. 24/25 iThemba Labantu; S. 26/27 Patrick R. Schnabel; S. 32/33 Huruma-Zentrum; S 34 oben Jutta Klimmt; S. 34 Mitte u. unten Huruma-Zentrum; S. 36/37 Privat; S. 38 oben IPRC, unten Martin Frank; S. 39–40 Gerd Herzog; S. 41 oben li. iThemba Labantu, oben re. Gerd Herzog; S. 43 Christof Theilemann; S. 44 Pixabay; S. 46 Privat; S. 48 VEM (Vecera), Jutta Klimmt (Kandulna), Gerd Herzog (Carmesin, Winter); S. 49–50 Gerd Herzog; S. 52 Rendel Freude.

HABEN SIE ANREGUNGEN, KRITIK ODER THEMEN-WÜNSCHE?

Schreiben Sie uns per E-Mail oder Brief an

✓ redaktion@berliner-missionswerk.de

☑ Berliner Missionswerk
 Redaktion WeltBlick
 Georgenkirchstraße 69/70
 10249 Berlin

In dieser Ausgabe gendern wir erstmals mit einem Doppelpunkt – statt mit dem großen Binnen-I. Wie stehen Sie dazu? Schreiben Sie uns.

WIR FREUEN UNS AUF IHRE ZUSCHRIFT!



Dieses Druckerzeugnis ist mit dem Blauen Engel ausgezeichnet.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

für das Huruma-Zentrum im tansanischen Iringa waren die Anfänge nicht leicht. Ein baufälliges Gebäude, ein schmales Budget, fehlende Unterstützung. »Waisen- und Straßenkinder sind in unserer Gesellschaft unsichtbar«, kritisierte damals Bischof Mdegella. »Niemand hilft ihnen.« Das hat sich geändert! 30 Jahre nach der Gründung ist das Huruma-Zentrum ein sicherer Hort und ein liebevolles Zuhause für rund 70 Mädchen und Jungen. Sie erfahren Schutz und Geborgenheit, finden neue Hoffnung und neuen Mut.

Ähnliche Erfahrungen schildert unser Auslandspfarrer Otto Kohlstock aus Kapstadt. Unter seiner Leitung betreut das diakonische Zentrum iThemba Labantu rund 600 Kinder täglich; es bietet ihnen gesundes Essen und guten Unterricht – und eine Perspektive für die Zukunft! Ob Theater-Workshop oder Arbeit im Gemüsegarten: In iThemba Labantu können sich die Mädchen und Jungen frei entfalten, genießen sie Sicherheit und Verlässlichkeit. Werte also, die ihnen ihr Elternhaus meist nicht geben kann.

Unsere WeltBlick erzählt dieses Mal Erfolgsgeschichten. Aus Tansania und Südafrika, aus Osteuropa und dem Heiligen Land. Dort übrigens ist unser Schulzentrum Talitha Kumi – gerade erst mit 2,5 Millionen Euro des Auswärtigen Amtes erweitert – eine Erfolgsgeschichte par excellence. Und das seit mehr als 170 Jahren!

Daneben gibt es Erfolge, die nicht so einfach sicht- und messbar sind. Internationale Begegnungen, Gespräche, Partnerschaften. Ökumenischer Freiwilligenaustausch. Und natürlich die Fortschritte im Interreligiösen Dialog in den vergangenen Jahren.

All diese Erfolge, die kleinen und die großen, sind nur möglich, weil Sie an unserer Seite sind. Und sich gemeinsam mit uns engagieren. Danke!

Wir wünschen Ihnen gesegnete Weihnachten und ein friedliches neues Jahr!

- Julia Kliment

Ihre



Jutta Klimmt

leitet das Öffentlichkeitsreferat des Berliner Missionswerkes. Inhalt



New YorkAuslandsvikariat: Premiere in der Weltstadt

- 2 Impressum
- 3 Editorial
- 4 Inhalt
- 6 Meditation: Verwalter der Schöpfung Von Bischöfin Susanne Rappmann

ERFOLGS-Geschichten

10 Palästina

Exzellenz und besonderes Profil

Talitha Kumi

16 Palästina

Erfolgsstory? Hoffnungsgeschichte!

Begleitprogramm EAPPI

19 BibelSeite

Erfolg nicht verteufelt

Mit dem Direktor in der Bibel geblättert

20 Großbritannien

Aktuell, intensiv, begeisternd

London-Berlin-Konferenz

22 Südafrika

Predigt ohne Worte

iThemba Labantu

26 Kuba

Aufregend

Als Gastpfarrerin nach Deutschland

28 Interreligiöser Dialog

Zukunftsfrage

Bereit sein, fähig sein

32 Tansania

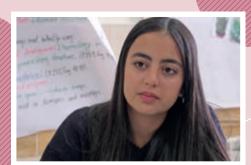
Plötzlich geliebt

Huruma-Zentrum

36 Rumänien

Dank vieler Spenden

Hilfe für Geflüchtete aus der Ukraine



Palästina Talitha Kumi: Exzellenz

- 38 KurzForm
- 42 HeimSpiel

Ökumenischer Schwung aus Karlsruhe



- 46 WeltReise **Premiere in der Weltstadt**
- 48 Menschen mit Mission

- 50 HeimSpiel

 Londoner Bischöfin wird Ehrendompredigerin
- 52 Spenden und Helfen

In freudiger Erwartung

> »Seid fruchtbar und mehret euch! Füllt die Erde und macht sie euch untertan! Macht euch die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und alles Getier, das auf dem Erdboden lebt, untertan.«

Gen 1, 27-28

VON BISCHÖFIN SUSANNE RAPPMANN

ir leben in den besten Zeiten und haben noch bessere Aussichten. Das war die Grundeinstellung vor mehr als einem Jahrhundert. Im Zeitalter des Fortschritts und dann wieder mit dem Aufkommen der Jugendkultur, der Selbstverwirklichung, der grünen Revolution, der Raumfahrtprogramme, der Weltreisen und dem Ende des Kalten Krieges.

Aber was die jungen Menschen heute erleben, ist Verzweiflung über die sich verdunkelnde Zukunft. Sie tragen echte Ängste in sich und stellen fest, dass diese nicht durch traditionelle kirchliche Aktivitäten, die Ruhe und Gemütlichkeit bieten, gelindert werden können. Sie sind sich bewusst, dass die Erde ohne eine Änderung unseres Lebensstils in fünfzig Jahren unbewohnbar sein wird.

Das eigentliche Problem ist unser stetig steigender Ressourcenverbrauch. Wir leben immer noch in der Abhängigkeit von billigen fossilen Brennstoffen und gehen nur allmählich zu praktikablen Alternativen über. Jetzt, mit dem Krieg in der Ukraine, werden wir von den Auswirkungen der Energie- und Getreideknappheit aufgerüttelt. Dies ist vor allem für die Armen entscheidend, die sich die steigenden Preise nicht leisten können.



Doch abgesehen von dieser plötzlichen Entwicklung gibt es zahlreiche Umweltkrisen, die seit Jahrzehnten andauern. Die nicht nachhaltige Abholzung von Flächen für die Landwirtschaft und den Wohnungsbau, nicht zuletzt in lebenswichtigen Mangrovensümpfen und Regenwäldern. Der Abbau von seltenen Erden, der den Boden verwüstet. Die Monokulturen und DNA-Patente der modernen Landwirtschaft, die zu einer massiven Biozidbelastung und zur Freisetzung von Phosphor führen. Der Asphalt auf den Straßen und die Dämme an den Flüssen, die zu Sturzfluten und Trinkwasserknappheit führen, sowie die Emission von Antibiotika und Toxinen, die alles noch schlimmer machen.

Mikroplastik ist auch in den Ozeanen allgegenwärtig, nicht zuletzt an den Küsten Westschwedens und Südnorwegens. In unserer Partnerschaft mit unserer Nachbardiözese Borg Bispedømme tragen wir diesem Problem und dem des Klimawandels mit dem Boot »Kathedrale der Hoffnung« Rechnung. Die Veränderungen sind bereits überall zu spüren, mit extremen Wetterbedingungen auch in Europa, aber mit den gravierendsten Folgen in den Polarregionen und für die Länder in den Tropen. Unsere Partnerdiözese im Südlichen Afrika ist stark betroffen von den sich verschlimmernden Dürren und den von Jahr zu Jahr geringeren Ernten. In anderen Teilen der Welt haben Abholzung und Trockenzeiten ein lebensbedrohliches Ausmaß erreicht.

All das ist zwar sehr wichtig, aber viele fragen sich: Was hat das alles mit der Kirche zu tun? Warum geht es in den Predigten um weltliche Dinge wie Ökologie? Warum predigt die Kirche nicht das Evangelium, sondern engagiert sich im politischen Aktivismus?

Nun, das Geistige und das Körperliche ganzheitlich zusammenzuhalten, ist kein modernes Konzept. Die Inkarnation des Wortes steht im Mittelpunkt unseres Glaubens, und die Kirche selbst ist als Leib Christi ihrem Wesen nach immer inkarnatorisch gewesen. Die gesamte Schöpfung ist ein wunderbares und zielgerichtetes Werk Gottes, was im Buch der Psalmen – wo dies ein allgegenwärtiges Thema des Lobpreises ist – so wunderbar und deutlich zum Ausdruck kommt.

Unser Auftrag, das Reich Gottes zu verkünden, beschränkt sich nicht auf eine individualistische und weltfremde Erlösung. »Es gibt keine Evangelisation ohne Solidarität; es gibt keine christliche Solidarität, die nicht das Wissen um das Reich Gottes, das den Armen der Erde verheißen ist, mitteilt. Hier gibt es eine doppelte Glaubwürdigkeitsprüfung: Eine Verkündigung, die den Armen der Erde nicht die Verheißungen der Gerechtigkeit des Reiches Gottes vor Augen führt, ist eine Karikatur des Evangeliums; aber auch die christliche Beteiligung an den Kämpfen für Gerechtigkeit, die nicht auf die Verheißungen des Reiches Gottes hinweist, ist eine Karikatur des christlichen Verständnisses von Gerechtigkeit« (Kommission für Weltmission und Evangelisation 2000).

In diesem Zusammenhang kommt der Ökologie eine wichtige Rolle zu. Sie wissen vielleicht, dass der 1. September in vielen Kirchen weltweit als Tag der Schöpfung begangen wird. Und eines der Hauptthemen der diesjährigen ÖRK-Vollversammlung war, dass die Versöhnung und Heilung der gesamten Schöpfung integraler Bestandteil von Gottes Heilsplan in Christus ist.

Nach Römer 8,19 »wartet die Schöpfung sehnsüchtig auf die Offenbarung der Kinder Gottes«. Denn die Sünde der Menschheit und ihre Folgen sind nicht auf den menschlichen Bereich beschränkt! In unserer schwedischen Übersetzung dieses Textes wird dies als ungeduldiges Warten beschrieben, aber im ursprünglichen griechischen Wort schwingt auch die Bedeutung von Geduld mit. Es gibt wirklich etwas, auf das es sich zu warten lohnt, wie eifrige Kinder, die sich auf eine aufregende Leckerei freuen, oder eher wie eine Mutter in den Wehen. Angesichts ihres Leidens und Stöhnens ist die Schöpfung darauf bedacht, abzuwarten.

All dies mag eine schwere Last der Erwartung auf uns legen. Wir spüren die Verantwortung, aber wie können wir hoffen, ihr gerecht zu werden? Denn wir tun nicht das Gute, das wir wollen, sondern wir tun genau das Böse, das wir nicht wollen!

Hier müssen wir die Entdeckung der Gnade empfangen, die Paulus uns vermittelt. Die Hoffnung liegt in der Offenbarung der Kinder Gottes. Das Wort Offenbarung, apokálypsis, ist dasselbe, das für die Offenbarung Jesu Christi als göttliches Wort und Gottes Willen für uns verwendet wird. Allein durch Gottes eigenes Werk werden wir gerettet, und hier weist Paulus darauf hin, dass wir dadurch auch zu »Kindern Gottes« werden. Das bedeutet, dass wir durch Christus an Gottes Natur teilhaben, dass unser Charakter allmählich geheiligt wird, um dem Gottes ähnlicher zu werden, allein durch den Glauben.

Zur Erlösung gehört also auch, dass der Geist Gottes unseren Geist und unseren Lebensstil erneuert und unsere Ähnlichkeit mit Gott wiederherstellt, indem wir die Schöpfung als Verwalter in guter und gottähnlicher Weise regieren. Denn Gott schuf die Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er sie, als Mann und Frau schuf er sie. Gott segnete sie und sprach zu ihnen: »Seid fruchtbar und mehret euch! Füllt die Erde und macht sie euch untertan! Macht euch die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und alles Getier, das auf dem Erdboden lebt, untertan.« (Gen 1, 27–28)



Susanne Rappmann

leitet seit 2018 als Bischöfin unsere schwedische Partnerdiözese Göteborg. Sie ist die erste Frau auf diesem Bischofssitz.







Versöhnung täglich leben

Talitha Kumi: Ein exzellentes Schulzentrum mit ganz besonderem Profil

Talitha Kumi – das Schulzentrum im Heiligen Land in Trägerschaft des Berliner Missionswerkes ist eine Erfolgsstory par excellence! Doch was macht Talitha Kumi eigentlich so besonders? Wir haben darüber mit Schulleiter Matthias Wolf gesprochen.

FOTOS: GERD HERZOG

Herr Wolf, wie würden Sie den Auftrag Talitha Kumis als evangelisch-lutherische Schule zusammenfassen?

MATTHIAS WOLF: Umfassende Bildung war schon immer eine Kernaufgabe christlicher Existenz. Dem Bildungsauftrag, junge Menschen zu mündigen Bürger:innen zu machen, die Verantwortung in ihrem Umfeld übernehmen, fühlen wir uns in Talitha Kumi verpflichtet. Wir verstehen uns als inklusive Schule, an der interreligiöse Vielfalt und Gleichberechtigung zwischen Mädchen und Jungen selbstverständlich sind, gleichzeitig haben wir ganz klar ein evangelisches Profil. Wenn die lutherischen Schulen im Heiligen Land dazu beitragen, dass die Minorität der Christ:innen hier wieder Mut findet, das gesellschaftliche Leben mitzugestalten und nicht auszuwandern, dann freue ich mich ganz besonders.

Die palästinensische Gesellschaft ist mehrheitlich muslimisch geprägt. Auch mehr als die Hälfte Ihrer Schülerschaft ist mittlerweile muslimisch. Wie lässt sich Verschiedenheit leben und gleichzeitig ein evangelisches Profil gestalten?

MATTHIAS WOLF: Talitha Kumi bietet unseren Kindern und Jugendlichen ein einzigartiges Lernumfeld: interkulturell, international, interreligiös. Ein evangelisches Profil zu gestalten - unter den Bedingungen von Diversität und Inklusion - ist eine tägliche Herausforderung. Aber es muss kein Widerspruch sein. Ich bin zwar kein Theologe von Hause aus, solche Fragen regen mich jedoch immer wieder an, darüber nachzudenken, wie Evangelium und Erziehung zusammenhängen. Ich würde es so ausdrücken wollen: Das Evangelium - also die frohe Botschaft von der Versöhnung des Menschen mit Gott - gilt allen Menschen, sie ist

sozusagen »inklusiv«. Jede und jeder hat ein Anrecht darauf, insofern ist ein evangelisches Profil immer auch ein inklusives Profil. Mir geht es weniger darum, die Kulturen zu vermischen oder unaufrichtige Kompromisse zu finden, sondern jede und jeder - ob christlich, muslimisch oder jüdisch - darf wissen, dass sie oder er hier angenommen ist. Grundsätzlich spiegelt die Situation an unserer Schule die Realität christlicher Existenz im Heiligen Land wider: Die Christ:innen sind umgeben von Menschen anderer Religionen und Glaubensbekenntnisse. In diesem Sinne sind Christ:innen immer auch lebendige Zeug:innen des Herrn, dem sie folgen, Jesus Christus. Dieses Zeugnis wollen wir hier in der Schule deutlich leben. Werte kann man nur dann überzeugend vermitteln, wenn diese für einen selbst von Bedeutung sind. Ein sehr wichtiger Wert für uns ist beispielsweise die Frage der Versöhnung. Dies bedeutet einerseits Versöhnung durch Christus, aber auch Versöhnung mit den Mitmenschen um uns herum. Das hat hier im Nahen Osten einen ganz besonderen Klang: in einem Teil der Welt, in dem sich Menschen oft unversöhnlich gegenüberstehen.

Talitha Kumi ist eine deutsche Auslandsschule zwischen Bethlehem und Ierusalem. Wie kann es gelingen, angesichts des israelisch-palästinensischen Konflikts offen zu bleiben für Dialog und eine respektvolle Haltung beiden Seiten gegen-

MATTHIAS WOLF: Was in der Politik oft sehr schwer erscheint, weil man sich abschotten muss, da es quasi zur Staatsraison gehört, kann unter Umständen in einem Schulbetrieb viel eher möglich gemacht werden. Das Nachfragen junger Menschen - beispielsweise nach den Lebenswelten anderer Jugendlicher - ist ganz normal, und wir als Schule sollten für dieses Interesse offen sein. Unsere Fahrt in die internationale Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem mit dem Geschichtskurs der Oberstufe ist eine Möglichkeit, jungen Palästinenser:innen einen Einblick in die israelisch-jüdische Geschichte zu eröffnen. Diese Fahrt soll dazu beitragen, den anderen und seine Sicht der Geschichte jeweils besser kennenzulernen. Im Vorfeld

Ein starkes Signal für Talitha Kumi

»Baumaßnahmen sind immer ein Zeichen von Optimismus«: In Talitha Kumi wurde am 19. November ein 2,5 Millionen Euro teurer Neubau eröffnet, der das Schulzentrum im Heiligen Land für kommende Herausforderungen rüstet. Nach fast zweijähriger Bauzeit ging jetzt eines der größten Bauprojekte in der Geschichte von Talitha Kumi zu Ende. Neben der elektrischen und heizungstechnischen Grundsanierung der Schule, einer neuen Zuwegung auf dem Gelände, dem Bau einer Photovoltaikanlage auf dem Schuldach, die Talitha Kumi in Fragen der Stromversorgung unabhängig werden lässt, können sich die Schüler:innen über elf neue Klassenräume freuen, eine große neue Aula sowie eine zweistöckige Schulcafeteria.

Talitha Kumi hat Tausende Schülerinnen und Schüler ins Leben begleitet«, so Vito Cecere von Auswärtigen Amt bei der Eröffnungsfeier, die Schule war häufig Vorreiterin für die Entwicklung neuer Konzepte. Das Auswärtige Amt hat in Talitha Kumi nicht nur den Neubau von Aula, Grundschule und Fachräumen gefördert, sondern auch Maßnahmen, die dem Schutz der Umwelt dienen. Solarpaneele und Wärmetauscher entlasten künftig nicht nur den Haushalt der Schule, sondern helfen dabei, die ökologische Bilanz zu verbessern.« Talitha Kumi zeige den Weg, wie mit erneuerbaren Ressourcen die Ent-



Das rote Band wird durchschnitten. Von links: Vito Cecere, Kamel Hmeed, Gouverneur von Bethlehem, Dr. Khouloud Daibes abu Dayyeh für die Autonomiebehörde, Bischof Ibrahim Azar, Staatssekretär Dr. Nafe' Assaf, Autonomiebehörde.

wicklung vorangebracht werden könnte: »Das ist auch der Grund, aus dem die deutsche Bundesregierung dieses Projekt sehr gern und umfassend gefördert hat,« so Vito Cecere. Der Neubau war zweckgebunden mit 2,5 Millionen Euro durch das Auswärtige Amt gefördert worden.

Für die EKBO überbrachte Generalsuperintendent Kristóf Bálint die Grüße von Bischof Dr. Christian Stäblein. Direktor Dr. Christof Theilemann dankte für das Berliner Missionswerk, das Träger der Schule ist, allen Beteiligten. An erster Stelle dankte er dem Auswärtigen Amt für die finanzielle Unterstützung: »Das ist ein starkes Signal für Talitha Kumi!« Auch die EKBO habe dazu beigetragen, diese Schule zu stützen und erhalten, denn die letzten Jahre während der Pandemie seien nicht einfach gewesen. Nicht zuletzt bedankte sich Dr. Theilemann bei den beiden Projektverantwortlichen vor Ort, Martina Fink und Naseem Abed Rabbo: »Ohne ihren unermüdlichen Einsatz, buchstäblich bis zur letzten Minute, hätten wir diesen Neubau nicht eröffnen können.«

»Baumaßnahmen sind immer ein Zeichen von Optimismus«, so Peter Dicke von der Zentralstelle für Auslandsschulen. Talitha Kumi habe nicht nur eine 170-jährige Tradition, sondern sei offen für Neues. »Die Menschen glauben an die Schule«, so Peter Dicke, »hier herrscht ein guter Geist.« Talitha Kumi gehört zu den 140 offiziellen deutschen Auslandsschulen weltweit und trägt seit 2017 die Auszeichnung »Exzellente Deutsche Auslandsschule«.

Schulleiter Matthias Wolf erinnerte daran, dass der Neubau nicht nur ein Projekt, »sondern viele Projekte« sei: eine neue Aula, eine erweiterte Grundschule, neue Wege, neue Elektroanlagen, neue Treppenhäuser. »Wir haben vieles erreicht - und haben noch viel mehr Ideen«, so Wolf. Bischof Ibrahim Azar von der Partnerkirche im Heiligen Land sprach Segensworte, dann wurde das Rote Band durchschnitten. Danach wurde erst mal gefeiert – mit Musik von »Brass for Peace« und einem Dabke-Tanz von Schülerinnen Talitha Kumis.

Zu Eröffnung waren zahlreiche Gäste aus Deutschland und Palästina nach Talitha Kumi gekommen, darunter Anne-Sophie Beckedorf, stellvertretende Leiterin der deutschen Vertretung in Ramallah, und Dr. Khouloud Daibes abu Dayyeh, frühere Botschafterin Palästinas in Deutschland, die selbst eine Absol-

ventin Talitha Kumis ist. Auch Dr. Sumaya Farhat-Naser, die bekannte Autorin und Friedensaktivistin, nahm an der Feier teil.





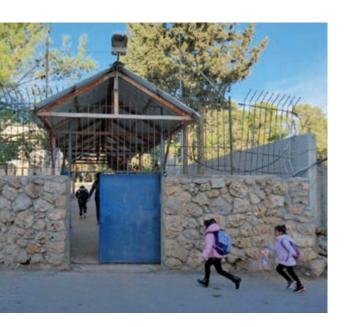


In Talitha Kumi hat die Förderung von Mädchen hohe Priorität.

Zwei Jahre Bauzeit, 2,5 Millionen Euro Förderung durch das Auswärtige Amt: Talitha Kumi hat einen Neubau.



Besondere Förderung: Deutschlernen im Werkunterricht.



Politik und Alltag: Eines der Schultore führt direkt in die A-Zone der Westbank unter Kontrolle der palästinensischen Autonomiebehörde.

holen wir uns auch die Erlaubnis der Eltern für ein solches Unterrichtsprojekt ein. Wir waren selbst erstaunt, wie direkt die Jugendlichen nach dem Besuch der Gedenkstätte in ihren Elternhäusern darüber berichteten. Besonders beeindruckend fanden unsere Schüler:innen nämlich nicht nur die Ausstellung in Yad Vashem; noch viel nachhaltiger wirkten die Berichte der Zeitzeug:innen und Überlebenden des Holocausts. Einer unserer Schüler berichtete mir, dass er sehr bewegt gewesen sei, weil er zum ersten Mal begriffen habe, unter welcher Not jüdische Menschen damals litten. Was sie erfahren mussten. Somit denke ich, haben wir einen ersten Schritt gemacht, dem noch weitere folgen könnten. Auch unser trinationaler Austausch mit Jugendlichen aus Israel, Palästina und Deutschland, der in Emmendingen bei Freiburg stattfindet, bietet die Begegnung mit anderen Lebenswelten und Perspektiven. Dort geknüpfte Verbindungen bleiben oft über den Austausch hinaus lebendig, oft chatten die Jugendlichen über Whats App oder andere Soziale Medien und bleiben in Kontakt. So können wir als Schulzentrum zumindest einen Anstoß geben, sich für die Begegnung mit der anderen Seite zu öffnen.

In Talitha Kumi hat die Förderung von Mädchen hohe Priorität. Vor rund einem Jahr hat eine Expert:innenkommission eine Evaluation durchgeführt. Sie empfahl unter anderem, die verschiedenen Angebote für Mädchen und junge Frauen zu bündeln. Was hat sich seitdem verändert?

MATTHIAS WOLF: Auch das schuleigene Mädcheninternat wurde im Rahmen der Evaluation neu bewertet. Seit Jahren sinken die Anmeldungen für das Internat, sodass zuletzt ein pädagogisch sinnvoller Betrieb kaum noch möglich war. Schweren Herzens sind wir deshalb der Empfehlung der Kommission gefolgt und haben uns vom Internatsbetrieb verabschiedet. Nun haben wir einen Mädchensozialfonds eingerichtet. Dessen Ziel ist, Mädchen aus ärmeren Familien sowie aus schwierigen sozialen Verhältnissen noch stärker als bisher bei der Finanzierung des Schulbesuches und beim Erreichen des Schulabschlusses zu unterstützen. Die bereits bestehende Sozialarbeiter:innen-Stelle in Talitha Kumi soll von nun an stärker auf die Unterstützung benachteiligter Schülerinnen zugeschnitten werden, um ganz individuell auf deren Bedürfnisse einzugehen. Ein erstes konkretes Angebot ist die Nachmittagsbetreuung für Mädchen, die aus schwierigen familiären Verhältnissen kommen. Von Montag bis Donnerstag treffen sich die Schülerinnen mit einer Betreuerin, um gemeinsam zu kochen, Hausaufgaben zu erledigen, zu lernen und Freizeitangebote wahrzunehmen. Dafür stehen ein gemütlicher Aufenthaltsraum, ein Arbeitsraum mit Computern und eine eigene Küche zur Verfügung. Besonders glücklich sind wir, dass wir eine erfahrene und qualifizierte junge Frau als Betreuerin gewinnen konnten. /

ERFOLGSSTORY? **Eher eine** *HOFFNUNGSGESCHICHTE!*

»... dann sind Frauen stark!«



Mädchen und Frauen in den Straßen von Ost-Jerusalem: Schülerinnen auf dem Weg zur Schule – meist in kleinen Gruppen unterwegs, lachend und schwatzend, junge Frauen mit ihren kleinen Kindern, ältere Frauen beim Einkaufen, oft mit großen Tüten, Geschäftsfrauen, alte Bäuerinnen, die am Damaskustor sitzen mit großen Bergen von Weinblättern und Gewürzen ...

TEXT: ELISABETH KRETSCHMAR-MARX

ch nehme für das Berliner Missionswerk am Ökumenischen Begleitprogramm in Palästina und Israel (EAPPI) des Ökumenischen Rates der Kirchen teil. Und gestern waren wir in einem schicken Café auf der Terrasse im ersten Stock – zusammen mit vielen jungen Frauen: Manche arbeiten an Laptops, manche unterhalten sich, andere rauchen Wasserpfeife.

Auf der Straße kommen wir mit den Frauen kaum ins Gespräch. Deshalb möchte ich mehr erfahren über die Lebenssituation der Frauen. Vielfach höre ich, dass palästinensische Frauen einer zweifachen Belastung ausgesetzt sind: durch kulturelle Normen und durch die Auswirkungen der israelischen Besatzung. Auf der anderen Seite wird mir immer wieder erzählt, dass Frauen das starke Element in der Familie seien.

Die Auswirkungen der Besatzungssituation betreffen nicht selten die Bewegungsfreiheit der Frauen in Palästina. Viele bleiben im häuslichen Bereich. Denn viele Frauen und ihre Familien machen sich Sorgen darüber, was bei der Fahrt durch die besetzten Gebiete alles passieren könnte. Viele zögern, allein die Checkpoints zu passieren.

In Kisan, einem kleinen Dorf in der Nähe von Bethlehem, spreche ich mit Sabah, einer jungen Frau im Gemeinderat. In dem abgelegenen Dorf leben etwa 800 Menschen. Es gibt keinen öffentlichen Bus, bis zur nächsten Busstation läuft man fünf Kilometer. Einmal die Woche gibt es medizinische Versorgung, es kommt eine Ärztin. Für Schwangerschaftsuntersuchungen kommt eine Hebamme von einem privaten Krankenhaus aus Bethlehem.

Sabah ist die erste und bisher einzige Gemeinderätin in Kisan. Sie selbst ist im Ayda-Flüchtlingscamp in Bethlehem aufgewachsen. In der traditionellen Dorfgemeinschaft von Kisan ist es für sie nicht immer leicht: Vieles entscheiden hier die Männer. Also habe sie mit ihrem Mann geredet und sich dann zur Wahl aufstellen lassen: Und sie wurde gewählt! Mittlerweile akzeptieren die Männer sie als erste Frau im Gemeinderat. Und auch bei den Frauen in Kisan hat es sich schnell herumgesprochen, dass einige Dinge mit einer Frau im Gemeinderat einfacher zu besprechen sind.

Auch die Frauen in Kisan sind von den Auswirkungen der Besatzung betroffen. Immer wieder fühlen sie sich von Bewohnern umliegender israelischer Siedlungen schikaniert, wenn sie in der Umgebung des Dorfs Schafe hüten. Das schränke die Bewegungsfreiheit der Frauen zusätzlich ein, so Sabah. Während sie erzählt, betreten immer wieder Frauen das kleine Gemeindebüro. Die junge Gemeindevertreterin kümmert sich um ihre Anliegen, dann spricht sie weiter mit uns: «I want to make a change." Sie hofft, dass vielleicht nach vier Jahren - in der nächsten Wahlperiode - andere Frauen im Gemeinderat mitarbeiten werden. Mehr Frauen bedeuten für sie mehr Chancen auf Veränderung. Wenn ich sie so im Gemeindebüro sehe, dann wird mir klar: Die Veränderung hat schon begonnen.

Zurück nach Ost-Jerusalem. Die Schulleiterin der »Tvre School« im Beduinendorf Khan Al Ahmar östlich der Stadt erzählt uns bei einem unserer Besuche ebenfalls von besatzungsbedingten Ein-

EAPPI

Das Ökumenische Begleitprogramm in Palästina und Israel (Ecumenical Accompaniment Programme in Palestine and Israel, EAPPI) wurde 2002 als Antwort auf einen Hilferuf der lokalen Kirchen im Heiligen Land nach internationaler Solidarität und Präsenz ins Leben gerufen. EAPPI ist eine von insgesamt sechs Ökumenischen Initiativen des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK). Das Programm unterstützt lokale und internationale Anstrengungen, die israelische Besatzung zu beenden und zu einer Lösung des israelisch-palästinensischen Konflikts durch einen gerechten Frieden für beide Völker beizutragen. EAPPI fordert die Einhaltung völkerrechtlicher Regeln zur Wahrung der Menschenrechte. Die Beobachtung der Menschenrechtssituation und Schutz gefährdeter Gemeinden und Personen durch Begleitung (protective presence) gehören zu den wichtigsten Aufgaben der ökumenischen Begleiterinnen und Begleiter von EAPPI. Vor Ort arbeitet das Programm eng mit israelischen, palästinensischen und internationalen Organisationen zusammen. Darüber hinaus ist die Advocacyarbeit der Teilnehmenden nach ihrer Rückkehr in den Heimatländern eine entscheidende Komponente von EAPPI.

Das Berliner Missionswerk ist Mitglied des deutschen EAPPI-Koordinationskreises und seit 2006 eine der deutschen Sendeorganisationen für EAPPI. Nach zwei Jahren pandemiebedingter Abwesenheit konnten im Januar 2022 wieder Teilnehmende an das Programm entsandt werden. Vor Ort wurden die neuen Teilnehmenden in den verschiedenen Einsatzorten herzlich empfangen und die dringende Notwendigkeit der internationalen schützenden Präsenz von den begleiteten Gemeinden unterstrichen.

Mehr Info:

 \rightarrow eappi-netzwerk.de

schränkungen der Bewegungsfreiheit. Besonders für die Mädchen und ihre Familien sei es sehr wichtig, dass es eine Schule im Dorf selbst gibt. Wenn der Schulweg zu weit ist, dürften viele Mädchen aus den traditionellen Beduinen-Gemeinschaften nicht zur Schule gehen, vor allem aus Angst vor Übergriffen und vor Belästigung durch Siedler oder Soldaten. Die Gefahr sei zu groß, so die Schulleiterin.

Die NGO Norwegian Refugee Council berichtete Ende 2020, dass im Zeitraum von Januar 2018 bis Juni 2019 im Durchschnitt zehn Übergriffe pro Tag auf Schüler:innen, Lehrpersonal, Schulen oder Kindergärten registriert wurden. Die Schule in Khan al Ahmar, eine Konstruktion aus alten Reifen und





Lehm, die Mädchen wie Jungen seit 2009 den Zugang zu Bildung ermöglicht, soll nach den Vorstellungen der israelischen Behörden abgerissen werden. So wie das gesamte Dorf, dessen Umsiedlung beschlossen, aber wohl vor allem aufgrund des großen internationalen Drucks bisher nicht umgesetzt wurde.

Wenn ich darüber nachdenke, in welchen schwierigen Situationen wir Frauen und ihre Familien bisher hier getroffen haben, dann fallen mir auch die Hauszerstörungen ein. Diese sind eine reale Bedrohung für viele Familien in Ost-Jerusalem, da es aufgrund der restriktiven Stadtplanung für sie fast keine Möglichkeiten gibt, eine Baugenehmigung zu bekommen. Viele Häuser werden daher ohne Genehmigung gebaut und die Zerstörungsanordnung kommt früher oder später. Oft haben die Familien nur wenige Tage oder auch nur Stunden Zeit, ihre Habe aus dem Haus zu schaffen, bevor die Bulldozer kommen oder sie die Zerstörung ihres Heims in die eigenen Hände nehmen müssen. Wenn wir vor einem Steinhaufen stehen, der vorher ein Zuhause für eine oder mehrere Familien war, denke

ich immer an die Frauen und daran, was sie alles aushalten müssen. Wie mag es ihnen ergehen?

Fadwah Khawaja treffen wir in ihrem Büro in Ramallah. Sie ist die Leiterin des Jerusalem Center for Women. Selbstbewusst sitzt sie in ihrem Büro und erzählt uns davon, wie wichtig es ist, dass Frauen gemeinsam für Frieden und Freiheit kämpfen. »Dann sind Frauen stark.« Sie berichtet, dass das Jerusalem Center for Women 1994 gegründet wurde - in der Zeit nach dem Oslo-Abkommen. Damals gab es Kooperationen mit israelischen Frauen. »Wir haben israelische Frauen getroffen, ehrliche und starke Friedensaktivistinnen. Wir Frauen haben viel gemein. Damals hatten wir alle große Hoffnungen«, sagt sie. Die Verbindungen zu den israelischen Frauen gäbe es immer noch, aber es gäbe mittlerweile auch Widerstände gegen diese Art der Vernetzung.

Ziel der Arbeit des Frauenzentrums ist es, palästinische Frauen zu fördern und ihre Rolle als Motoren des Wandels in ihren Gemeinschaften zu stärken. Ein weiteres Ziel ist es, auf lokaler und internationaler Ebene die Aufmerksamkeit für Menschenrechtsverletzungen durch die israelische Besatzung zu erhöhen, deren Auswirkungen, so die Einschätzung der Organisation, Frauen besonders betreffen. Fadwah berichtet auch von den unterschiedlichen Auswirkungen von Armut in Ost-Jerusalem auf Frauen, den Auswirkungen des Gefühls des »Eingesperrt-Seins« in den durch den Bau der Mauer von der Stadt isolierten Gemeinden Ost-Jerusalems. Fadwah ist es u.a. besonders wichtig, dass es Schutz für Mädchen und junge Frauen vor sexueller Belästigung und Missbrauch gibt, auch daran arbei-

Und auch wenn sich nach vielen Jahren des Engagements für Frieden und Frauenrechte noch zu wenig geändert hat, wie Fadwah sagt, so ist sie doch weiterhin voller Elan. Es gibt so viel zu tun. Zum Abschluss beschwört sie noch einmal: »Wenn wir Frauen zusammen stehen, dann sind wir stark.«



Elisabeth Kretschmar-Marx

hat für das Berliner Missionswerk am Ökumenischen Begleitprogramm in Palästina und Israel (EAPPI) des Ökumenischen Rates der Kirchen teilgenommen. Sie war von April bis Juni im Einsatz und schrieb diesen Artikel im Mai 2022.



»Die Bibel will den Erfolg nicht pauschal verteufeln«

Mit dem Direktor in der Bibel geblättert



Was ist für Sie Erfolg?

CHRISTOF THEILEMANN: »Leistung« und »Erfolg« sind Schlüsselworte unserer Zeit. Bist Du erfolglos, so musst Du gehen, das wissen nicht nur Fußballtrainer. Freilich: Das Wort »Erfolg« finden wir interessanterweise so nicht in der Bibel. Das Phänomen des Erfolgs wird da zwar sehr wohl bedacht. Doch die Bibel sieht das, was damit bezeichnet wird. differenziert. Einerseits müs-

sen wir uns klar machen: Die Bibel will den Erfolg nicht pauschal verteufeln. Erfolg, auch in seiner besonderen Form des Reichtums, kann vor allem im Alten Testament sehr wohl als Symptom für den von Gott gespendeten Segen gelten. Nur will die Schrift »Erfolg« nicht auf Reichtum und Höchstleistungen begrenzt sehen.

Auf der anderen Seite ist mit ihr eine Vergötzung des Erfolgs nicht zu machen. Was die Menschen gemeinhin für klug und erfolgreich halten, das ist nach Paulus nicht mit Gottes Weisheit zu vereinbaren. (1. Korinther 1,18ff.) Zwar zweifelt die Bibel nicht daran, dass das Tun des Guten, schon die Gabe eines Glases Wasser an Bedürftige, seinen Lohn haben wird (Markus 9,41). Aber die Bibel konzentriert sich nicht auf den Selbstruhm des Menschen, sondern darauf, Gottes erfolgreiches Handeln in Christus zu rühmen (1. Korinther 1,31; vgl. Jeremia 9,22f.). Denn im Blick auf das Entscheidende, auf die durch Jesu Kreuz und Auferweckung erwirkte Rettung, ist der Mensch schlicht ein Nichtstuer (Römer 4,5). Da ist es dann nur konsequent, dass die Jünger auf Jesu Aussage, eher gehe ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher ins Himmelreich komme (Mk 10,25), mit der Frage reagieren: »Wer kann dann (überhaupt) selig werden?« Woraufhin Jesus alles auf Gottes Erfolg bei der Rettung des Menschen abstellt: »Bei den Menschen ist's unmöglich, aber nicht bei Gott; denn alle Dinge sind möglich bei Gott.« Also: Erfolg in dieser Welt ist schön und gut. Aber unsere hervorragendste Aufgabe bleibt: »Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit.« Dann wird uns alles zufallen, was wir unbedingt brauchen. (Matthäus 6,33)

Wenn Sie an das Berliner Missionswerk denken: Worin liegt Ihr persönlicher Erfolg?

CHRISTOF THEILEMANN: Mit Verlaub: Über eventuellen persönlichen Erfolg möchte ich hier lieber nicht sinnieren. Mich interessiert mehr die Antwort auf die Frage: Was haben wir gemeinsam für das Werk, für unsere Kirche, für unsere Partner:innen, für die Menschen erreicht? Da denke ich, dass unser Haus ordentlich aufgestellt ist, auch dank der Verdienste meines Vorgängers Roland Herpich. Wir haben die Herausforderungen, die sich uns seit meinem Dienstantritt 2019 als Direktor gestellt haben, nicht ohne Erfolg angenommen: Die Corona-Pandemie, die Auswirkungen des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine auf unser Land und unsere Partner:innen, die Kostensteigerungen im Energiebereich. Dafür danke ich allen Mitarbeiter:innen im Haus sehr! Worauf ich aber für unser Werk stolz bin, das sind vor allem unsere hervorragenden Verbindungen zu den Partnerkirchen im In- und Ausland und die wunderbaren Menschen, denen wir dort begegnen. Und auch mit unseren Auslandsprojekten, dem tollen Freiwilligenprogramm und den Arbeitsgebieten unserer landeskirchlichen Pfarrer:innen können wir uns sehen lassen ...

Daran anschließend: Welchen Erfolg würden Sie gerne noch sehen?

CHRISTOF THEILEMANN: Unsere vorrangige Aufgabe wird weiter die Intensivierung der Kontakte zu den Partnerkirchen sein. Wir möchten unser breit aufgestelltes Freiwilligenprogramm auf dem gegenwärtigen guten Niveau fortführen. Wir wollen in all diesen Bereichen ein guter Dienstleister unserer Kirche sein und ihr mit theologischer und fachlicher Kompetenz dienen. Eine wichtige Aufgabe bleibt freilich, den Menschen die überragende Bedeutung ökumenischer Zusammenarbeit und der Mission im Sinne der missio Dei nahezubringen. Es gilt, dies nicht nur als begriffliche Selbstverständlichkeiten irgendwie nebenher mit sich zu schleppen, sondern beides immer wieder neu authentisch zu leben.

GEMEINSAM

den Herausforderungen begegnen

London-Berlin-Konferenz: aktuell, intensiv, begeisternd



Begegnungen über große Entfernungen hinweg, intensive Gespräche, gemeinsame Gottesdienste. So entsteht persönliche Verbundenheit, entstehen Partnerschaften und Freundschaften, so wächst geistliche Gemeinschaft. Ein Erfolgsmodell, das für viele steht, ist die Partnerschaft zur Diözese London der Kirche von England, und mit dieser eng verbunden ist die London-Berlin-Konferenz.

Gemeinsam im Atrium der Britischen Botschaft an der Wilhelmstraße in Berlin. Historischer Ort, neues Gebäude.

Endlich wieder persönlich treffen; das brauchen wir!«,

versicherten die Teilnehmenden der jüngsten LondonBerlin-Konferenz einander immer wieder. Nach zwei Jahren konnten Vertreter:innen der Diözese London und der EKBO im Sommer wieder in Berlin zu einer Konferenz zusammenkommen.

Viereinhalb Tage Begegnung, Diskussion, gemeinsames Gespräch und Reflexion über die Situation der Kirche hier und dort. Die Aufgaben von Kirche haben sich durch COVID-19 verändert, auf beiden Seiten des Kanals. Die Gemeindeglieder brauchen nach der Phase des Abstandes wieder den persönliZu Gast im Weltladen des Kirchenkreises Falkensee: Martin Eiselt (li.), Mitglied der Kollegialen Leitung, erörtert Umwelt- und Klimafragen mit den britischen Gästen.

VON BARBARA DEML

chen Kontakt. Zuwendung, Lebensbegleitung und Seelsorge sind gefragt, hier wie dort. Gleichzeitig ist sowohl in England wie auch in Deutschland deutlich wahrnehmbar, dass weniger Menschen in die Gottesdienste kommen. Es ging also beim Konferenz-Thema »Diakonisch Kirche werden« um nichts weniger als um die Relevanz von Kirche in der Gesellschaft.

Die London-Berlin-Konferenz findet alle zwei Jahre abwechselnd in London und Berlin statt. An vier von fünf Tagen sind die Gäste jeweils in Gastgemeinden untergebracht. So lernen Gäste und Gastgeber:innen einander kennen, und im Laufe der Zeit ist so manche Freundschaft entstanden. Die Gäste sind eingeladen, am Sonntag in den Gastgemeinden zu predigen oder an anderer Stelle im Gottesdienst mitzuwirken. So werden die Gemeindepartnerschaften gestärkt und der Blick der jeweils anderen als bereichernd erlebt. So entsteht nicht nur persönliche Verbundenheit, sondern auch geistliche Gemeinschaft. Der Sonntagnachmittag findet traditionell an einem gemeinsamen Tagungsort statt, die Konferenz endet mit einem gemeinsamen Dinner und der Auswertung am letzten Vormittag.

Die jüngste Konferenz begann offiziell mit einem Willkommensgruß von Bischof Dr. Christian Stäblein im Berliner Missionswerk. Später wurde die Gruppe von David Rowe in der Britischen Botschaft empfangen. Engagiert diskutierten die Teilnehmenden darüber, was die beteiligten Kirchen zu einem neuen Europa beitragen können. Gelebtes und reflektiertes diakonisches Handeln erlebte die Gruppe dann in der Berliner Stadtmission unter Leitung von Direktor Dr. Christian Ceconi. Die Herausforderungen an Christ:innen mit Mission in Berlin sind vielfältig; das wurde deutlich. Kirchliche Angebote für Obdachlose, Geflüchtete, ehemals Gefangene und viele andere Menschen auf der Suche hält die Berliner Stadtmission am Hauptbahnhof bereit.

Diakonische Kirche mit dem Fokus auf Begegnung mit Geflüchteten erlebten die Teilnehmer:innen bei ihrem Besuch im Weltladen des Kirchenkreises Falkensee. Mit dem Blick auf die ,eine und gerechte Welt' werden nicht nur fair gehandelte Produkte verkauft, sondern es wird ein Raum geöffnet für Menschen, die in Deutschland Zuflucht suchen und ihre Kultur und ihre Lebensgeschichte in die Begegnung einbringen. Solcher Raum ist auch ein künstlerischer Begegnungsort, in dem die kulturelle Vielfalt erlebbar wird.

Später traf sich die Gruppe im Evangelischen Johannesstift in Berlin-Spandau. »Diakonisch Kirche sein« wurde hier in besonderer Weise erfahrbar. Stiftsvorsteherin Anne Hanhörster



führte ein in die Arbeit im Johannesstift. Pfarrerin Dagmar Kelle erläuterte das Berufsbild »Diakon:in«, das es in dieser Weise nur in Deutschland gibt. Und Dr. Ursula Schoen, Direktorin des Diakonischen Werkes in Berlin, erklärte das Verhältnis von staatlichem und kirchlichem Handeln in Deutschland: Das aus der katholischen Soziallehre stammende Subsidiaritätsprinzip bestimmt, dass eine für das Gemeinwohl nötige Aufgabe von der kleinstmöglichen sozialen Einheit wahrgenommen werden soll. So sind oft Kirchengemeinden Akteure sozialen Handelns. Am letzten Vormittag der Konferenz bot ein Gang über das Gelände des Johannesstiftes einen praktischen Einblick in die diakonische Arbeit.

Bei der gemeinsamen Reflexion zeigten sich die englischen Gäste beeindruckt davon, in welchem Ausmaß den Einrichtungen der Evangelischen Kirche vom deutschen Staat zugetraut wird, Partnerinnen für soziale Arbeit zu sein. Begeistert waren sie auch über die Kreativität und die lösungsorientierten Ansätze in praktischen Fragen.

Getragen vom Glauben an Gott und an Jesus Christus werden inspirierende Angebote gemacht; das Zusammenwirken von kirchlicher und sozialer Unterstützung für Menschen, die des diakonischen Handelns bedürfen, fanden die englischen Gäste inspirierend. Ökumenisches Lernen in Gemeinschaft, das war auch für die diesjährige London-Berlin-Konferenz wieder das Erfolgsrezept. Am Ende waren sich alle einig: Wenn Kirche es schafft, nahe bei den Menschen und ihren Bedürfnissen zu sein, dann bleibt sie auch weiterhin relevant für die Gesellschaften in Deutschland und England.



leitet die Ökumene-Abteilung im Berliner Missionswerk. Zu ihrem Arbeitsbereich gehören u. a. die Partnerschaften zu westeuropäischen Kirchen.



digt Worte

iThemba Labantu ist eine tätige Erfolgsgeschichte

Otto Kohlstock lebt und arbeitet seit 37 Jahren in Südafrika. Seit 2003 leitet der Auslandspfarrer des Berliner Missionswerkes das ökumenische Zentrum iThemba Labantu, das in einer der ärmsten Townships der südafrikanischen Metropole Kapstadt liegt. 2016 wurde er dafür mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt.

INTERVIEW: GERD HERZOG

Warum ist iThemba Labantu eine Erfolgsgeschichte?

OTTO KOHLSTOCK: Weil wir beispielsweise zweimal im Jahr 20 jungen Leuten gratulieren können, die bei uns eine Berufsausbildung durchlaufen haben. Nicht alle finden sofort eine feste Anstellung, das ist ohnehin zurzeit schwierig in Südafrika. Aber ihre Skills, ihre Fertigkeiten aus der Lehre, werden ihnen ihr ganzes Leben lang weiterhelfen. Pro Tag betreuen wir 600 Kinder, holen sie aus der Township, versorgen sie mit Essen, bieten ihnen eine Perspektive. Die Kinder können sich bei uns entfalten. Sie erleben Verlässlichkeit, Sicherheit, können viele neue Erfahrungen machen. Sie machen Ausflüge, lernen praktische Dinge, zum Beispiel, wie man Gemüse anbaut. Sie bekommen Computer-Unterricht, machen Musik, spielen Theater. Wir kochen den Kindern gesunde Mahlzeiten, komplett vegetarisch. Und wir bringen ihnen Englisch bei.

Das ist nicht selbstverständlich?

OTTO KOHLSTOCK: Nein, auf den Schulen in der Township werden die Kinder bis zur 7. Klasse in isiXhosa, ihrer Muttersprache, unterrichtet. Die Gelehrten streiten sich, ob die Kinder vom Unterricht in der Muttersprache profitieren. Aber ohne Englisch kommen sie im Leben nicht weiter, das weiß ich. Selbst Schulabbrecher, die gut Englisch können, haben viel bessere Chancen, einen Job zu finden als andere, die nur gebrochen Englisch sprechen. Wir bereiten unsere Schüler auch auf weiterführende Schulen vor, wo sie das National Senior Certificate, die südafrikanische Hochschulreife erlangen können. iThemba Labantu ist eine sehr gute Schule, das ist eine tolle Erfolgsgeschichte! Die Men-

schen wissen das: Wir bekommen jedes

Du bist seit 37 Jahren in Südafrika. Woher kam der Impuls, dieses Projekt zu starten?

Jahr hunderte Bewerbungen.

OTTO KOHLSTOCK: Ich bin kein großer Red-

ner, kein großer Prediger. Das können die schwarzen Südafrikaner viel besser. Durch ihre ausgeprägt mündliche Tradition, auf die sie ohne Schriftsprache angewiesen









iThemba Labantu: Buchstäblich ein Ort der Hoffnung im Township. Für Kinder, Jugendliche, für alle Menschen in einer der ärmsten Gegenden im reichen Kapstadt.

waren. Predigtwettbewerbe würden sie immer gegen mich gewinnen (lacht). Als ich nach Gugulethu kam, einer Township bei Kapstadt, merkte ich, dass die Menschen fehlernährt waren. Sie aßen einseitig, der Armut geschuldet, mit wenig Gemüse und viel Zucker. Gemüse anbauen, Brunnen bohren, das fehlte den Menschen auf den Dörfern. Was die Menschen hatten, war eine natürliche Bindung zu Gott. Wir brauchen sie nicht zu missionieren, sie können vielmehr uns missionieren. Sie brauchen uns nicht, um die Frohe Botschaft zu verkünden. Das machen sie selbst – und besser.

Und dann kam iThemba Labantu.

OTTO KOHLSTOCK: Im Jahr 2003, nach 17 Jahren Gemeindearbeit, ergab sich die Chance, etwas ganz Neues aufzubauen. In iThemba Labantu stand bis dahin eine alte Kirche, drum herum ein paar Gebäude. Ich kam nicht mit fertigen Ideen, sondern fragte die Menschen in der Umgebung, was sie brauchen. Sie brauchten vieles, die Probleme

waren überwältigend. Armut, Arbeitslosigkeit, HIV/Aids. Die Menschen hatten Hunger, deshalb haben wir mit einer Suppenküche angefangen. Nach der Suppenküche kam die Perlenarbeit, mit der sich über 50 bis 60 alleinstehende Frauen mit kleinen Kindern über Jahre einen Lebensunterhalt verdienen. Durch eigene Arbeit, in Würde. So ging es Stück für Stück vorwärts.

Kannst Du Dir vorstellen, nach Deutschland zurückzukehren?

OTTO KOHLSTOCK: Ohne zu zögern: Nein (lacht). Vieles hier in Deutschland ist sehr schön. Ich habe es sehr genossen, wie in den vergangenen Jahren, zu Fuß vom Alexanderplatz zum Missionswerk zu laufen. Aber ich habe hier wirklich Mühe, den Kontakt zu Gott zu finden. Alles ist weltlich, alles ist wichtig, alle sind ständig sehr beschäftigt. Auch in Südafrika sind die Menschen nicht die ganze Zeit am Beten. Aber man lebt anders, weil man vom Tod umringt ist. Hier ist man umringt von schönen Sachen,







leckerem Essen, das Leben scheint so einfach. Ich mache niemanden einen Vorwurf, ich würde vermutlich in den gleichen Trott geraten.

Das Bedürfnis nach Spiritualität ist da.

OTTO KOHLSTOCK: Wir haben es aber versäumt, uns für dieses Bedürfnis nach Spiritualität zu öffnen. Wir haben die Menschen geradezu aus den Kirchen hinausgepredigt. Ich nehme mich nicht aus, ich war ja genauso. Wenn ich daran denke, worüber ich in den 1980er Jahren predigte ... Aber die Menschen wollten im Gottesdienst nicht das Gleiche hören wie in den Abendnachrichten. Wir haben damals nicht auf die Leute gehört.

Was bedeutet Dir die Frohe Botschaft?

OTTO KOHLSTOCK: »Verkünde das Evangelium - und benutze dazu Worte nur, wenn nötig«: Diesen Satz hat angeblich Franz von Assisi gesagt. Zuhören, Handeln, Vorbild sein - das ist mein Credo. Die Menschen in Südafrika

haben ihren eigenen Zugang zur Spiritualität, dazu brauchen sie mich nicht. In iThemba Labantu verkündigen wir mit Taten. Wir brauchen nichts vom barmherzigen Samariter zu erzählen, die Menschen liegen verletzt vor unserer



Gerd Herzog

ist Otto Kohlstock zum ersten Mal vor über zehn Jahren begegnet. Er weiß, dass er kein Mann vieler Worte ist. Trotzdem, oder gerade deshalb, sind die Gespräche mit ihm immer wieder spannend.

AUFREGEND

Als Gastpfarrerin in Berlin und Brandenburg



Vom Malecón, der berühmten Uferstraße Havannas, an die Spree: Das ist nur eine von vielen Veränderungen, auf die sich Liudmila Hernández Retureta einstellen musste, als sie im August dieses Jahres aus Havanna nach Berlin aufbrach, um ihren gut sechsmonatigen Dienst als »Gastpfarrerin« in der EKBO anzutreten.

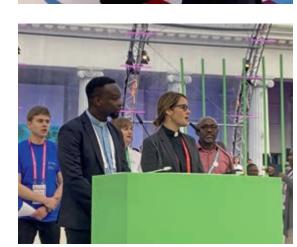
TEXT: PATRICK R. SCHNABEL

em Missionswerk war die junge Theologin schon länger über unser Freiwilligenprogramm verbunden, hatte aber auch als Vize-Moderatorin der presbyterianischen Kirche Kubas enge Verbindungen nach Deutschland geknüpft. Doch wechselseitige Besuche sind das eine – das Eintauchen in einen neuen und anderen (kirchlichen) Alltag ist etwas anderes! Anfangs war schon allein die Fülle an Eindrücken überwältigend. Kein Wunder: Mindestens einen Tag die Woche unterstützt sie den Kirchlichen Entwicklungsdienst in der Kuba-Arbeit und »schnuppert« in seine anderen Tätigkeitsfelder hinein. Die übrige Zeit wirkt sie im Kirchenkreis Oderland-Spree mit, wo sie die Pfarrteams in und um Fürstenwalde etwa bei Gottesdiensten und Konfirmandenarbeit unterstützt sowie einen Einblick in Krankenhaus- und Notfallseelsorge und die diakonische Arbeit bekommt.

Wie gut, dass sie die wochenlangen Ausgangssperren während der Pandemie genutzt hatte, intensiv Deutsch zu lernen – online! Denn so konnte sie die Kolleginnen und Kollegen im Pfarramt schon nach wenigen Wochen selbständig vertreten, Liturgie und Predigten halten, die Junge Gemeinde anleiten. »Ein wenig aufregend war das schon«, bekennt Hernández, »doch die Herzlichkeit, Offenheit und

Vollversammlung des ÖRK in Karlsruhe: Liudmila Hernández mit Pröpstin Dr. Christina-Maria Bammel und bei einer Andacht

World Council of Churches



Neugier der Menschen hat mir viel Mut gemacht, einfach loszulegen.« So hält sie inzwischen auch viele Vorträge in Gemeinden und Einrichtungen. Dabei geht es nicht nur um das (christliche) Leben in Kuba, besonders in der aktuellen dramatischen Wirtschaftskrise. Gefragt ist auch ihr Einblick in die Arbeit des Ökumenischen Rates der Kirchen: Bei der Vollversammlung dieses Weltkirchengremiums wurde die 33-Jährige als Vertreterin der Karibik in den Zentralausschuss gewählt, eine Art ständiger Repräsentation der Mitgliedskirchen, die die Arbeit des Rates zwischen den Vollversammlungen beglei-

Eine große Hilfe beim Ankommen und Kennenlernen war das Ehepaar Conny und Frank Schürer-Behrmann, von denen Hernández zu Hause aufgenommen wurde. So bekommt sie direkten Einblick in das Leben in einem deutschen evangelischen Pfarrhaus. »Mancher Aspekt scheint weltweit gleich: etwa die Offenheit für andere Menschen. Doch vieles ist auch anders. Mich beeindruckt, wie sich deutsche Familien nebenbei selbst versorgen: Obst und Gemüse anbauen, Konserven und Marmelade einkochen. Das wäre auch in Kuba wichtig, um etwas gegen die Lebensmittelkrise zu tun«, findet die Pfarrerin. Eine weitere spannende Facette kirchlichen Lebens bei uns sind die verschiedenen Schnittstellen zwischen Religion, Staat, Politik und Gesellschaft. Durch ihre Mitarbeit im KED hat Hernández Gelegenheit, einen Einblick in die enge Kooperation in Bereichen wie etwa der Entwicklungszusammenarbeit oder Diakonie zu bekommen. »Das gibt es so bei uns natürlich nicht, wenn der Staat sich auch zunehmend für den Dialog mit den Kirchen öffnet. Aber die große Selbstverständlichkeit und Partnerschaftlichkeit dieses Austausches hier ist schon beeindruckend«, so die Theologin.

Für Februar 2023 ist geplant, dass sie ein paar Wochen im Kirchenkreis Steglitz mitarbeitet. Dort soll etwa auch schulischer Religionsunterricht zu den Erfahrungen hinzukommen.

Wichtig ist für Hernández, auch die spirituelle Seite des Austauschprojektes zu betonen: »Letztlich geht es doch bei unseren Partnerschaften vor allem

darum, gemeinsam neue Wege zu erkunden, den Menschen das Evangelium näher zu bringen. In der Erfahrung eines überwundenen Staatsatheismus haben Kuba und gerade Ostdeutschland etwas gemeinsam. Aber vieles ist doch so anders: Bei uns wachsen die Kirchen wieder, wenn auch eher die Pfingstkirchen und politisch erzkonservative evangelikale Bewegungen. Mich interessiert, wie wir von ihnen lernen können, ohne unsere liberale theologische Identität preiszugeben.« Das ist gewiss ein Interesse, das verbindet und noch viel Stoff für Gespräch bieten wird.

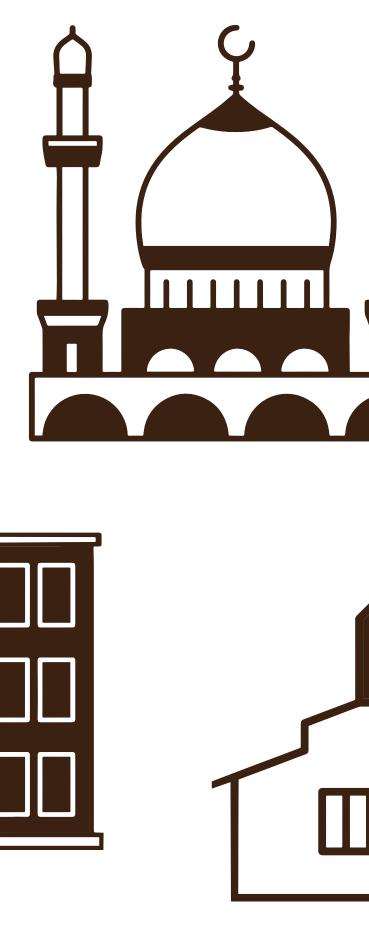


Dr. Patrick R. Schnabel

ist als Referent für den Kirchlichen Entwicklungsdienst und als Länderreferent doppelt mit Kuba verbunden.

Zukunfts frage

Die Kirche braucht die Fähigkeit und die Bereitschaft zum Interreligiösen Dialog



ls Christinnen und Christen haben wir die Verantwortung, über unseren Glauben Rechenschaft geben zu können, so wie es schon der 1. Petrusbrief schreibt: «Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist.« Mir gefällt in Glaubensdingen der Begriff der Rechenschaft, weil darin zum Ausdruck kommt, dass das Reden über den Glauben neben Fragen der Lebensführung und Lebenshaltung immer auch stark von den eigenen persönlichen Erfahrungen und individuellen Prägungen abhängig ist. Es gehört also zur christlichen Verantwortung, über den eigenen Glauben verantwortlich reden und Auskunft geben zu können. Dies kann nicht einfach in einem Reden über den Glauben oder über die Religion geschehen, sondern immer im Modus der je eigenen persönlichen Erfahrungen und Prägungen. So sehr sich abstrakte Wesensbestimmungen von Christentum, Judentum oder Islam formulieren lassen, so sehr ist es notwendig, sich klar zu machen, dass diese Gestalten einer Religion von konkreten Menschen und Gemeinschaften zu

Um es vorweg zu sagen: Religiös sprachfähig zu sein, den eigenen Glaubens lebensnah und alltagspraktisch zu leben und dabei zugleich die Vielfalt der Lebenswelten wie auch der religiösen Prägungen und Überzeugen im Blick zu haben, das alles gehört zu den zentralen Herausforderungen wie Chancen, vor die wir gestellt sind, wenn wir mit Bewusstsein und Ernst in dieser Zeit unseren christlichen Glauben leben wollen.

TEXT: CHRISTIAN NOTTMEIER

unterschiedli-

unter unter-

chen Zeiten und

schiedlichen Voraussetzungen bezeugt und gelebt

Die Sprachfähigkeit des eigenen Glaubens, die Kontextgebundenheit des jeweiligen Zeugnisses und die individuellen Erfahrungen der einzelnen Menschen, die in einem bestimmten Glauben oder einer Glaubenstradition leben, sind Grundvoraussetzungen jeden ökumenischen oder auch interreligiösen Gesprächs. So wichtig der theologische Austausch über bestimmte Lehrbestände sein mag, mindestens ebenso wichtig ist die Frage, wie wir mit diesen unterschiedlichen Traditionen unser gesellschaftliches Leben gemeinsam gestalten können.

Der interreligiöse Dialog lebt aus meiner Sicht von diesen grundlegenden Voraussetzungen. Er ist mehr als ein Austausch über religiöse Lehren, dogmatische Traditionen oder Fragen der religiösen und ethischen Lebensführung. Dem interreligiösen Dialog geht es um die konkrete Begegnung von Menschen, die sich friedlich, respektvoll und im Wissen über bleibende Unterschiede und Unterscheidungen begegnen.

Für mich persönlich sind meine Erfahrungen in einer dezidiert multikulturellen und multireligiösen Situation besonders wichtig, die ich meiner Zeit als Pfarrer einer deutschsprachigen lutherischen Gemeinde in der südafrikanischen Hauptstadt Pretoria gemacht habe. Prägend waren für mich dabei zum einen die vielfältigen ökumenischen Kontakte in einem krisengeschüttelten Land. Hier ging es vor allem darum, eine gemeinsame Stimme der südafrikanischen Kirchen zu den drängenden Fragen von Armut, Demokratie und Korruptionsbekämpfung zu finden. Zum anderen war es aber auch eine Zeit des interkulturellen und interreligiösen Lernens. Religion hat immer auch mit Beheimatung und Zugehörigkeit zu tun. Das gilt es anzuerkennen, aber auch auf produktive Weise aufzubrechen, um Kontakt und Austausch über religiöse Fragen, die ja meistens Lebensfragen sind, zu ermöglichen. Dazu braucht es Wertschätzung, Vertrauen und sichere Orte und Räume, an denen auch ungeschützt über diese Fragen gesprochen werden kann. Einer dieser Lernorte für mich persönlich war die Deutsche Internationale Schule Pretoria, an der ich in den deutsch- wie den englischsprachigen Klassen für den Religionsunterricht zuständig war.

Besonders der Unterricht in den englischsprachigen Oberstufenklassen war für mich wichtig. In der Regel waren es 25 Schülerinnen und Schüler: einige deutschstämmige Südafrikaner, etliche Kinder aus den ehemaligen Townships der Stadt, die über Förderprogramme der deutschen Regierung einen Schulplatz finanziert bekamen, zudem Kinder aus den eher wohlhabenden Familien der nach 1994 entstandenen neuen Mittel- oder Oberschicht. Mehr soziale, ethnisch-sprachliche und religiöse Vielfalt in einer Klasse war kaum denkbar. Ich erinnere mich an Klassen, in denen alle 11 südafrikanischen Amtssprachen plus deutsch als Muttersprachen vertreten waren. Die Jugendlichen waren lutherisch, reformiert, katholisch, methodistisch oder anglikanisch. Etliche gehörten einer der African Independent Churches an, hinzu kamen in der Regel je ein oder zwei Hindus und Muslime - die ganze Vielfalt der Regenbogennation. Es war wunderbar, diese Jugendlichen ins Gespräch über ihre Lebensfragen, ihre Religionen und ihre Zukunftserwartungen zu bringen.

Ich konnte Einblick in den Reichtum und die Chancen, aber auch manche Abgründe der südafrikanischen Gesellschaft gewinnen. Einmal im Jahr haben wir uns dann mit den Klassen immer auf den Weg gemacht zu einer Tour der Kirchen und Religionen, möglichst da, wo es auch persönliche Kontakte gab. Wir besuchten meine lutherische Kirche um die Ecke, eine reformierte Kirche im alten Township Eersterust, eine Freikirche in Mamelodi, dem größten Township Pretorias, eine Moschee und eine Synagoge in der Innenstadt, einen Hindutempel oder auch die reformierte Universitätskirche. Wichtig war mir immer: wir haben nicht abstrakt über Religionen gesprochen, sondern waren miteinander in verschiedenen Religionen und Konfessionen unterwegs. Ich habe dabei die Vielfalt der verschiedenen Religionen und Traditionen noch einmal neu kennengelernt, auch weil sich jeweils mit konkreten Menschen und Situationen verbunden haben, gleichsam ein Gesicht bekamen. Zugleich konnte ich meine eigene Konfession und Tradition noch einmal neu und anders schätzen. Wenn ich interreligiösen Dialog für mich beschreiben soll, dann ist er eng verbunden mit einem solchen gemeinsamen Lernweg. Er ist ein Weg, auf dem wir miteinander über die Hoffnung reden können, die wir - allen Unterschieden zum Trotz - gemeinsam für unsere Stadt und unsere Gesellschaft haben.

Dabei kann es keinen Zweifel geben: die Fähigkeit und die Bereitschaft zum interreligiösen Dialog ist eine Zukunftsfrage für unsere Kirche, nicht nur in Berlin. Dazu braucht es entsprechende fachliche Kompetenz und Beratung auf der Ebene von Landeskirche und Berliner Missionswerk und miteinander vernetzte Beauftragte in den Kirchenkreisen. Im interreligiösen Dialog können wir dabei auch zeigen, dass wir Vielfalt und religiösen Pluralismus nicht nur einfach akzeptieren, sondern auch innerlich bejahen. Schon die Religion der ersten Christen ist von einer Vielfalt der Deutungen und Auslegungen geprägt gewesen.

Wer das Gespräch der Religionen führen will, muss freilich in der eigenen Tradition verankert sein und aus ihr leben, jedenfalls in diesen Fragen auf der Suche sein. Dem Dialog werden oft – nicht zu Unrecht – politische und gesamtgesellschaftliche Funktionen zugeschrieben. Aber zuallererst hat er eine eigene religiöse und spirituelle Funktion, ähnlich dem ökumenischen Gespräch. So kann der interreligiöse Dialog auch eine gemeinsame Lerngeschichte sein, in der es zu erfahren gilt, dass keine Religion und keine Konfession die unfassbare Weite des Glaubens und der Religion umspannen und in der Welt realisieren kann. Er wird uns auch an Grenzen führen. Nicht alle Religionen sagen das Gleiche, nur irgendwie anders. Es wird Differenzen geben, die nicht zu überwinden sind. Aber es ist gut, um sie zu wissen und zu lernen, mit ihnen umzugehen.

Falsche Absolutheitsansprüche helfen da nicht weiter. Mit Blick auf die Diskussion um die vermeintliche Absolutheit des Christentums hat der Schweizer Theologe Paul Wernle vor mehr als 100 Jahren etwas formuliert, was nicht nur für das Christentum, sondern mit aller gebotenen Vorsicht für alle religiösen Absolutheitsansprüche gelten dürfte. Die Frage nach der Absolutheit selbst, so Wernle, sei schon ein Zeichen des Verfalls: »Da kann es dann vorkommen, daß um den Absolutheitsanspruch gestritten wird mit Leidenschaft und Härte, während die ganze tatsächliche Religionspraxis ein Hohn auf jede Absolutheit nicht nur, sondern auf jede Wahrheit ist. Soll man denn im Ernst wünschen, daß eine unsrer Kirchen, so wie sie ist, absolute Religion wäre? Man muß froh sein, wenn sie einigermaßen christlich sind, mit der Absolutheit hat es gute Weile.«

Freilich, jenseits aller Absolutheitsansprüche, gibt es wohl so etwas wie gemeinsame Werte, die auch Grenzen setzen. Religionsfreiheit, Demokratie und universelle Menschenrecht gehören zu der Grundlage unserer Gesellschaft. Sie lassen sich auch religiös aus den verschiedenen Traditionen begründen. Aber auch umgekehrt gilt: Viel von diesen Werten ist gegen den Widerstand der Religionen, auch des Christentums erkämpft und erstritten worden (und das bis in die Gegenwart, wie das Beispiel der russischen Orthodoxie zeigt). Zu falscher Überheblichkeit ist kein Anlass. Wohl aber dazu, sich für die oft bedrohte Kultur der Toleranz einzusetzen. Das ist auch eine Aufgabe eines offenen und ehrlichen interreligiösen Dialogs. Eine Kultur der Toleranz

wird aber nur dann funktionieren, wenn alle, die mit und in ihr leben, bereit sind, die Kunst des Unterscheidens immer neu zu lernen. Nicht zuletzt geht es um die Unterscheidung zwischen dem, was für alle gelten soll und dem, was jeder in aller Freiheit für sich selber gelten lässt. In der Demokratie ist es die Aufgabe der Religionen, sich auch selbst zu begrenzen. Vieles davon lässt sich in den zahlreichen interreligiösen Begegnungen erleben. Manchmal, aber wirklich nur manchmal, könnte ich mir aber auch ein wenig mehr respektvollen Streit vorstellen. Denn auch der Streit als gepflegter Diskurs kann im besten Fall der Verständigung wie der Integration dienen.



Dr. Christian Nottmeier

ist Superintendent des Kirchenkreises Neukölln und Vorsitzender des Beirates »Interreligiöser Dialog« des Berliner Missionswerkes.

... und plötzlich fühlen sie sich Im Huruma-Zentrum finden Kinder ein neues Zuhause

Es regnet in Iringa, und es ist kalt. Und Mary hat überhaupt keine Lust, Hausaufgaben zu machen. Trotz des Regens spielt sie lieber draußen auf dem großen Gelände, füttert Hühner, lockt die Schweinchen an. Mary gehört zu den Kindern, die aus einem schwierigen Elternhaus kommen. Jetzt ist das Huruma-Zentrum ihr Zuhause. Hier lebt sie, hier geht sie zur Schule, hier fühlt sie sich geborgen. Wie rund 800 andere Kinder vor ihr. Seit vielen Jahren ist das Huruma-Zentrum in Iringa ein Segen für alle Mädchen und Jungen hier!



TEXT: JOYCE NDANGANGO

ückblick. Früher wuchsen die meisten Kinder in Tansania in Großfamilien auf. Starb ein Elternteil (oder starben beiden Eltern), dann kümmerten sich Tanten oder Großeltern. Aber dann kam HIV/Aids! Beeinflusst durch die Medien, hatten nun viele Menschen Angst vor einer Ansteckung – und sogar Familienmitglieder wollten nicht mit Kindern zusammenleben, deren Eltern an Aids erkrankt oder gestorben waren. Immer mehr Mädchen und Jungen wurden zurückgelassen oder als Waisen auf der Straße ausgesetzt.

Zum ersten Mal gab es nun Straßenkinder in Iringa. Viele hielten sich in der Nähe des Marktes auf. Hier boten sie Frauen an, für wenige Cent die vollen Einkaufskörbe nach Hause zu tragen oder sie suchten nach Lebensmitteln, die andere weggeworfen hatten. Sie lebten auf der Straße, schliefen in Wassergräben oder auf Holzkisten. Und sie litten unter extremer Armut,

Hunger, Sehnsucht nach Wärme ... Und waren daher Erwachsenen, die Ungutes im Sinn hatten, hilflos ausgeliefert. Es kam zu Drogenmissbrauch und sexuellem Missbrauch, zu Gewalt und Kriminalität.

»Die Waisen und Straßenkinder sind quasi unsichtbar in unserer Gesellschaft«, sagte unser damaliger Bischof Dr. Owdenburg Mdegella. »Niemand hilft ihnen.« Selbst die Kirche hatte bis dahin vor allem die in Armut lebenden Erwachsenen im Blick – nicht aber das Leid der Kinder wahrgenommen. Das sollte sich endlich ändern! Und dieser Ansatz war – in den 1990er Jahren – der Anfang unseres Diakoniezentrums. Ziel war von Anfang an, die Lebensqualität von gefährdeten Kindern zu verbessern, durch Bildung, Betreuung, Liebe und Unterstützung.





Wohlbehütet: Im Huruma-Zentrum wachsen die Kinder in liebevoller Umgebung auf.

1994 wurde der Traum wahr: Das »Huruma Lutheran Diaconic Centre« wurde in einem alten Haus in Iringa eröffnet; acht Jungs konnten zunächst einziehen. Das Essen für die Kinder wurde täglich von der Diözese bereitgestellt.

Zu Beginn gab es viele Probleme: Als das Zentrum gegründet wurde, gab es kein Budget; die Mitarbeitenden wurden nicht bezahlt, und wenn, dann nicht rechtzeitig. Das Haus war baufällig; die Mitarbeitenden gingen abends nach Hause, und die Kinder waren nachts allein. Zudem trat der Ruaha-Fluss in der Nähe in der Regenzeit oft über die Ufer, und manchmal drang Wasser ins Haus ein.

Aber unser Zentrum konnte viele Freunde gewinnen, die uns unterstützen! Vor allem zum Berliner Missionswerk gibt es eine ganz besondere Beziehung, aber auch zum Berliner Kirchenkreis Charlottenburg-Wilmersdorf. So konnte das HurumaZentrum im Jahr 2000 auf ein neues großes Gelände umziehen. Heute kümmert sich unser Zentrum um Waisenkinder, um Kinder aus gefährdeten und schwierigen Familien, um Kinder, die verlassen wurden und um Kinder, die sexuell missbraucht wurden.

Die Vision des Huruma-Zentrums lautet: »Die Kinder sollen gut erzogen und auf ihr zukünftiges Leben vorbereitet werden.« Und unsere Mission lautet: »Wir wollen uns den Kindern ganzheitlich widmen und Menschenwürde und Kinderrechte sicherstellen.«

Im Einzelnen heißt das: Huruma sorgt für Nahrung, Unterkunft, Kleidung, Bildung, Gesundheit, Schutz und Sicherheit! Kinder, die belästigt und missbraucht wurden, finden ein sicheres Zuhause und emotionale Zuwendung. Kinder, die früher hungrig schlafen gingen, ernähren sich jetzt ausgewogen. Kin-





»Die Kinder fühlen sich geliebt, haben neue Perspektiven und eine Zukunft!«

Mehrere kleine Wohngebäude verteilen sich auf dem großzügigen Gelände.

Die Kinder leben in einzelnen Gruppen zusammen – wie in einer Familie.

1994 rief die Iringa-Diözese der Ev.-luth. Kirche Tansanias das »Lutherische Diakoniezentrum Huruma« ins Leben. Was in einem alten Haus klein begann, hat sich zu einer großen Einrichtung entwickelt – und ist für viele Kinder zu einem sicheren Zuhause geworden. Auf dem großen Huruma-Gelände gibt es mehrere Wohngebäude, in denen insgesamt rund 70 Mädchen und Jungen in Gruppen mit einer »Mama« zusammenleben.

Die Kinder wachsen somit wie in einer großen Familie auf, erfahren Geborgenheit und Sicherheit. Tagsüber besuchen sie eine der umliegenden Schulen. Bei entsprechenden Leistungen sind danach Stipendien möglich. Das Berliner Missionswerk unterstützt Huruma jährlich mit 6000 Euro. Zu weiteren regelmäßigen Unterstützern gehören der Ev. Kirchenkreis Charlottenburg-Wilmersdorf und die Ev.-Luth. Auferstehungsgemeinde Reppenstedt. Auf Antrag werden zudem einzelne Projekte unterstützt (Wassertank, Schutzmauer, neuer Jungenschlafsaal nach einem Brand und mehr). Zusätzlich ist zurzeit ein neuer Vertrag in Arbeit, nach dem das Berliner Missionswerk junge Heranwachsende aus dem Huruma Centre bei der beruflichen Ausbildung mit jährlich insgesamt 4.500 Euro unterstützen will. Vertragslaufzeit ist zunächst bis Dezember 2027.

der, die früher keine Schule besuchen konnten, gehen jetzt in den Kindergarten, in die Schule oder später zur Universität. Kinder, die verwahrlost waren, betreiben Sport, nehmen sich Zeit fürs Gebet, besuchen die Sonntagsschule und den Gottesdienst. Und Kinder, die ohne Hoffnung waren, fühlen sich geliebt, sind glücklich, haben neue Perspektiven und eine Zukunft!

Einige konkrete Beispiele unserer Arbeit: Manche Kinder, die ins Huruma-Zentrum gebracht wurden, waren HIV/Aids-Opfer. Nach der Registrierung im Huruma-Zentrum konnten wir sie in Kliniken unterbringen. Sie erhielten Medikamente, wodurch sich ihr Gesundheitszustand stabilisierte und sie die Schule besuchen konnten. Die Mitarbeitenden des Huruma-Zentrums stellten ihnen die Medikamente bereit, sorgten dafür, dass sie ihre Mahlzeiten einnahmen und sich an den Zeitplan für die Arztbesuche hielten. Seit der Gründung des Zentrums wurden 51 Kinder mit HIV/Aids betreut, 43 Jungen und acht Mädchen.

Einige der Kinder, die wir aufnahmen, waren unterernährt, hatten nicht genügend Vitamine und Mineralien erhalten, andere waren übergewichtig oder sogar fettleibig und litten an ernährungsbedingten Krankheiten. Im Huruma-Zentrum erhalten sie eine ausgewogene Ernährung und spezielle Mahlzeiten.

Im Jahr 2020 zum Beispiel konnten wir einen Jungen, nachdem es ihm besser ging, wieder bei seiner Familie unterbringen. Doch er blieb nur sechs Wochen dort. Die Familie lebt in großer Armut - und so brachten sie den Jungen zu uns zurück. In der kurzen Zeit zu Hause war sein Körper angeschwollen, und er konnte nicht mehr laufen. Wir brachten ihn sofort ins Krankenhaus, wo er stationär aufgenommen wurde. Der Arzt stellte Unterernährung, Herzinsuffizienz und Nierenprobleme fest. Heute geht es ihm gut; er kann wieder die Schule besuchen. Aber wir erlauben ihm nicht, zu seiner Familie zurückzukehren.

Seit 2014 nimmt unser Zentrum Kinder auf, die in ihren Familien sexuell missbraucht wurden. Oft vom Vater, vom Bruder oder Onkel. Sobald sie aussprechen, was ihnen widerfahren ist, werden sie von ihren eigenen Familien verstoßen. Deshalb bringt das Sozialamt sie zu ihrer Sicherheit zu uns ins Huruma-Zentrum, um sie während der Ermittlungen vor ihrer Familie zu schützen. Wenn sie zu uns kommen, sind sie sehr traurig, verstört, elend und gequält.

Bis heute haben wir 13 solcher Kinder aufgenommen, zwei Jungen und elf Mädchen. Es geht ihnen besser, sie sind ruhig, ausgeglichen – und glücklich durch die Liebe, die sie im Huruma Zentrum erhalten. Wir beten für sie und ermutigen sie, ihre Träume für die Zukunft zu verwirklichen.

Zurzeit arbeiten elf Mitarbeitende in unserem Haus. In all den Jahren seit der Gründung hat unser Zentrum mehr als 800 Kinder betreut, 413 Mädchen und 387 Jungen. Die meisten sind heute erwachsen, sie sind zur Schule gegangen, haben einen Beruf erlernt und haben eigene Familien gegründet. Sie leben gut, sicher und zufrieden.



/ Joyce Ndangango

leitet mit Power, Kreativität und Zuwendung das Huruma-Zentrum in Iringa. Vorgängerin der Pfarrerin war Constancia Chilewa, von allen nur liebevoll »Mama Chilewa« genannt.

»Maryna, steh auf, es ist KRIEG!«

Dank hoher Spenden finden Geflüchtete aus der Ukraine umfassende Hilfe – ein Beispiel aus Rumänien

Vieles ist ihnen nicht geblieben, im besten Fall ein Koffer mit Kleidung und Erinnerungsstücken: Seit dem 27. Februar sind Millionen Menschen aus der Ukraine auf der Flucht. Nach Polen, nach Deutschland, nach Rumänien ... Viele engagierte Menschen und viele Kirchengemeinden helfen. Ein Blick nach Rumänien, in die Gemeinde Michelsheim/Cisnădioara, die sich voller Engagement um Geflüchtete kümmert.



TEXT: BETTINA KENST

nde Februar hörten wir in Rumänien, dass Russland die Ukraine angegriffen hat. Doch wir ahnten nicht, dass knapp eine Woche später die ersten Geflüchteten aus der Ukraine zu uns nach Michelsberg kommen würden. Am 7. März trafen sie ein: eine Großfamilie, insgesamt zwölf Geflüchtete, die eine Unterkunft suchten. Auf unbestimmte Zeit ... Einige Tage später kam die nächste Familie, und danach kamen weitere ...

»Es war ein ganz normaler Donnerstag, ein Arbeitstag«, berichtete Maryna Antsybor, die zusammen mit ihrer Mutter und ihrem Bruder aus Charkev zu uns gekommen war. »Um 5 Uhr morgens wurde ich von einem lauten Knall geweckt. Ich dachte, es wäre ein Feuerwerk, doch mein Mann stand bereits am Fenster und sagte fassungslos: 'Maryna, steh auf, es ist Krieg!´ Ich glaubte es nicht; ich hatte doch ein wichtiges Meeting auf der Arbeit ... Ich rief meine Mutter an, meine Schwester, meine Großeltern. Gott sei Dank, allen ging es gut.«

Maryna Antsybor und ihre Familie packten eilig alles Wichtige zusammen, Geld, Medikamente, warme Kleidung. Nachmittags trafen sie sich mit allen Nachbarinnen und Nachbarn des 14-Stockwerke-Gebäudes in der Parkanlage vorm Haus.

»Wir wussten nicht, was wir machen sollten. Explosionen den ganzen Tag über. Ich werde nie wieder diesen Lärm vergessen!« Maryna wird wohl noch lange unter den Eindrücken leiden.

Über die Monate hinweg beherbergten wir in unserer Gemeinde regelmäßig etwa 24 Personen; manchmal gar 36. Davon zogen einige weiter nach Hermannstadt, wo sie einen Arbeitsplatz gefunden hatten, oder weiter ins Ausland, vor allem nach England und Irland, eine Familie ging nach Deutschland. Wenige reisten zurück in ihr Heimatland.

In unserem kirchlichen Erholungsheim können wir 30 Schlafplätze zur Verfügung stellen, und zwei Familien aus der Gemeinde kaufen ein und sorgen für die Mahlzeiten. Wichtig für unsere Gemeinde ist daher, dass wir Unterstützung und Spenden erhalten, auf die wir zurückgreifen können.

Neben der finanziellen Frage beschäftigte uns zu Beginn vor allem die Sorge, wie wir uns verständigen sollten, da niemand von uns der ukrainischen oder russischen Sprache mächtig ist, und die Geflüchteten bei ihrer Ankunft meist weder rumänisch, deutsch oder englisch sprechen. Zum Glück gibt es heute Sprach-Apps auf dem Smartphone ... Und: Schnell war uns allen klar, dass es uns auch ohne das gesprochene Wort gelingt,



Die Autorin mit geflüchteten Familien aus der Ukraine.

HILFE FÜR GEFLÜCHTETE

Spenden für Geflüchtete in Höhe von rund 135.000 Euro gingen in den ersten Monaten des Jahres 2022 beim Berliner Missionswerk ein. Mit diesen Spenden unterstützten wir Einrichtungen und Gemeinden unserer Partnerkirchen in Polen und Rumänien sowie die Flüchtlingskirche in Berlin. Die Spenden ermöglichten es den Gemeinden, Nahrungsmittel, warme Kleidung, Decken, Schlafsäcke und mehr für die Geflüchteten zu finanzieren. Gerade für die Evangelische Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Rumänien, die nur etwa 11.000 Mitglieder hat, war dies eine wichtige Stütze für ihr großes Engagement für Menschen aus der Ukraine!

Emotionen wie Mitgefühl, Dankbarkeit oder Trost auszudrücken und zu vermitteln.

Mit der Zeit wurde die Kommunikation besser; nun bieten wir auch Rumänisch-Sprachkurse an und können wir uns in Alltagsdingen gut verständigen.

Anfangs verging unseren ukrainischen Gästen die Zeit schnell. Doch immer, wenn einige Zeit vergangen ist, kommt der Wunsch auf, tätig zu werden, sich einzubringen, etwas zu unternehmen. So organisieren wir kleinere und größere Ausflüge, um ihnen Land und Leute in Rumänien näherzubringen: Jede Minderheit in unserem Land hat jeweils ihren eigenen Glauben, ihre Kultur und Geschichte.

Zu den wöchentlichen gemeinsamen Aktivitäten gehört auch eine »kreative Werkstatt«, wo Jung und Alt gemeinsam malen, basteln, nähen, kochen oder backen. Seit einigen Wochen kommt eine Psychologin, die Ukrainisch spricht, ins Haus und bietet einen offenen Gesprächskreis an. Auch Einzelgespräche werden gerne angenommen. »Bilder auf Leinwand malen, das das war eine neue Erfahrung für mich«, so Olena Yantchuk. »Aber vor allem ist es wichtig, dass wir jeden Tag mit anderen Menschen aus der Ukraine sprechen können: über

unsere Familie, unsere Probleme, über Neuigkeiten aus unserer Heimat. In unserer eigenen Sprache.«

Wie es weitergehen wird in unserer Gemeinde und wie es unseren Gästen ergehen wird, das bleibt abzuwarten. Jedenfalls haben wir in den letzten Monaten viel Hilfe erfahren, ohne die es nicht möglich gewesen wäre, die Situation in dieser Weise zu stemmen. Heute lässt sich sagen: In jeder Hinsicht - materiell, finanziell, ideell - fühlen sich unsere Gäste bei uns gut aufgehoben. Gott vergelt's!



Bettina Kenst

war 17 Jahre lang Pfarrerin der evangelischen Kirchengemeinde A.B. Medias in Siebenbürgen in Rumänien. Seit kurzem ist sie Studienleiterin in einem landeskirchlichen Erholungsheim in Michelsberg/ Cisnădioara bei Hermannstadt/Sibiu.





Was lange währt, wird endlich gut



Am 24. Oktober ist – nach Überwindung vieler logistischer Hürden – der letzte von drei Container an unsere Partnerkirche ausgeliefert worden. Das trifft auch auf das Projekt »Container für Cuba« zu, das so viele Spenderinnen und Spender im letzten Jahr großzügig unterstützt haben! Nun konnten die sozialdiakonischen Projekte der IPRC wieder besonders bedürftige Menschen helfen. Besonders die Lebensmittel und Gartengeräte kommen in der aktuellen, schlimmen Wirtschafts- und Versorgungskrise zur rechten Zeit. Wir danken allen Firmen, Privatspender:innen und Partnergemeinden für die unglaubliche Unterstützung, die dieser Spendenaufruf erfahren hat!



Begegnung in Limpopo

Welche Rolle spielte die Berliner Mission im kolonialen Südafrika? Am 25. Oktober traf Afrikareferent **Dr. Martin Frank** an der Universität von Limpopo mehrere Wissenschaftler:innen, die zur Missionsgeschichte ihres Landes arbeiten. Die gleichnamige Provinz Limpopo liegt im Norden Südafrikas – unmittelbar

an der Grenze zu Botswana, Simbabwe und Mosambik – und umfasst Teile der historischen Provinz Transvaal, einem der frühesten Berliner Missionsgebiete. Von links: Dr. Martin Frank, Prof. Lize Kriel, Prof. Sekgothe Mokgoatsana, Mahunele Thotse, Margit Schulze und Prof. Sello Sithole.

Wichtiger Aspekt ihrer Forschungen ist die Rolle der Berliner Mission in der

Region. »Das ist besonders interessant«, so Dr. Martin Frank, »denn im Gebiet um Limpopo lagen einige wichtige Missionsstationen, zum Beispiel Kratzenstein«. Margit Schulze hat beispielsweise die Gespräche zwischen dem Berliner Missionar Karl Hoffmann und Einheimischen ins Englische übersetzt. Ihre Mutter hatte noch selbst auf der Station Kratzenstein gewirkt und die dortige Lehrerinnenausbildung geleitet. Das sei ein sehr fruchtbarer Austausch, denn für die historische Einordnung sei die Perspektive der südafrikanischen Wissenschaftler unerlässlich. so Dr. Martin Frank, »sie haben auch in ihrer persönlichen Biografie den Einfluss der Berliner erlebt und sehen deren Einflüsse in der Gegend bis heute«. Das Berliner Missionswerk bemüht sich schon lange um eine Aufarbeitung seiner Geschichte. Die Zusammenarbeit würde diesem wichtigen Anliegen einen willkommenen Schub geben, auch im Hinblick auf das 200-jährige Jubiläum der Gründung des Berliner Missionswerkes im Jahr 2024, sagt Dr. Frank.

INTERRELIGIÖSER DIALOG



Abschied von einem Netzwerker

Andreas Goetze habe dem interreligiösen Dialog in Berlin und Brandenburg »Gesicht und Gewicht« verliehen, sagte Dr. Christof Theilemann in seinem Grußwort zum Abschied, »und er hat ein riesiges Netzwerk geschaffen«. Nach zehn Jahren kehrt Dr. Andreas Goetze in seine hessische Heimat zurück, in der Berliner Sophienkirche wurde er am 30. Oktober wurde er von Direktor Dr. Theilemann und Superintendent Dr. Nottmeier offiziell und feierlich entpflichtet. Assistiert und ihren Segen gaben Weggefährten aus Christentum, und – durchaus nicht selbstverständlich – aus Judentum und Islam. Andreas Goetze wird künftig in Frankfurt/Main für die beiden hessischen Landeskirchen wirken, als Referent für den interreligiösen Dialog mit dem Schwerpunkt Islam. Zu seinem Arbeitsfeld gehört auch die Begleitung und Betreuung des Studienprogramms »Studium im Mittleren Osten« für Pfarrer:innen im Libanon sowie der Kontakt zu den christlichen Geschwistern in den orientalischen Kirchen, insbesondere zur rum-orthodoxen Kirche im Nahen und Mittleren Osten.

Andreas Goetze gewährte Gastfreundschaft trat zugleich für seine Anliegen ein. Das machten Kollegen, Freunde und Weggefährten in ihren Grußworten deutlich. Andreas Goetze sei ein Mitstreiter gewesen, ein Freund, der immer an unserer Seite stand, so Imam Ender Cetin von der Deutschen Islam Akademie. Andreas Goetze habe der EKBO im interreligiösen Dialog eine starke Stimme verliehen, so der Berliner Beauftragte für Kirchen, Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften, Hartmut Rhein. Andreas Goetze sei ein beharrlicher Gesprächspartner, der um der Sache willen streiten kann, so der Neuköllner Superintendent Dr. Christian Nottmeier. Dr. Michael Bäumer, Buddhist und Geschäftsführer des Berliner Forums der Religionen, fand an diesem Nachmittag in der Sophienkirche das passende Schlusswort zu Abschied und Aufbruch, indem er eine Mahnung der Sikh zitierte: »Ein guter Mensch soll seine Güte weiter tragen«.

Mehr dazu und Andreas Goetzes Predigt zum Abschied:

→ berliner-missionswerk.de/aktuelles/meldung/andreas-goetze-pfarrer-fuer-den-interreligioesen-dialog-geht

NACHRUF

Einsatz für Gleichheit und Gerechtigkeit

Am 27. Juni verstarb in Tshwane, früher Pretoria, der 1933 geborene Theologe Klaus Nürnberger. Nürnberger war im Berliner Missionswerk als Kollege, als Dozent und Professor gut bekannt; von 1968 bis 1979 stand er in Südafrika im Dienst der Berliner Mission, Auch danach blieb er dem Werk eng verbunden, wirkte bei Tagungen mit und lieferte Beiträge für die Zeitschrift »mission«, die heutige WeltBlick. Der 1933 geborene Theologe war als Pfarrer der ELCSA ein beherzter Streiter gegen die Rassentrennung in Südafrika und fortwährender Mahner zu verantwortlichem mutigen Zeugnis. Sein Engagement gegen die Apartheid brachte ihm nicht nur Zustimmung, sondern auch Anfeindungen: »Wie viele meiner Generation habe ich die Qualen und Konflikte miterlebt, die Nationalismus, Kolonialismus und Apartheid hervorgebracht haben«, so Klaus Nürnberger dazu auf seiner Webseite. Der Kampf für Gleichheit und Gerechtigkeit blieb Zeit seines Lebens ein Anliegen: »Als privilegierte Person bin ich von den Diskrepanzen bei den Einkommen und Lebenschancen zwischen den wirtschaftlichen Zentren und den Peripherien betroffen. Ich habe einen beträchtlichen Teil meiner beruflichen Laufbahn den Ursachen und möglichen Abhilfemaßnahmen gewidmet.«

Was ihn außerdem auszeichnete war seine Verbindung zu Südafrika: »Ich bin ein Westler, der von Geburt an in Afrika gelandet ist und ohne seine Zustimmung mit Afrika verstrickt wurde. Was tue ich hier? Nun. es ist mein Zuhause und ich liebe es.« Das Berliner Missionswerk und seine Mitarbeitenden werden Klaus Nürnberger ein ehrendes Andenken bewahren.



Afrikanische Kunst für die Museen Europas

In großem Maßstab suchten Europäer im 19. Jahrhundert in den afrikanischen Kolonien nach Kunstwerken. Warum wurde gesammelt? Wer hat gesammelt? Wie wurde gesammelt? Diese Fragen beantworte am 12. September in der Französischen Friedrichstadtkirche die Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy. Sie ist nicht nur eine renommierte Wissenschaftlerin, sondern zugleich eine wichtige Stimme in den Debatten um die Rückgabe von Kulturgütern. In ihrem mitreißenden Vortrag beschäftigte sie sich mit den unterschiedlichen militärischen, missionarischen und wissenschaftlichen Akteuren der »Translokationen« von Kulturgütern. Damit beendete Savoy die sechsteilige

Gesprächsreihe über die Verflechtung von Mission- und Kolonialgeschichte, zur der das Berliner Missionswerk und die Evangelische Akademie zu Berlin seit April dieses Jahres eingeladen hatten. Bénédicte Savoy wies nach, wie insbesondere französische und belgische Missionare aktiv an der Plünderung Afrikas beteiligt waren und sich ihre Expeditionen gut bezahlen ließen. Auch die sogenannte »Berliner Konferenz« von 1884/85 habe in ihrer Abschlusserklärung ausdrücklich Missionare in aller Welt aufgefordert, Kulturgüter zu sammeln. Savoy plädiert seit langem für eine Rückgabe aller Kulturgüter. Dabei ging es ihr nicht darum, sie von einem geschlossenen Museum in Europa in

geschlossene Museen im Süden der Welt zu überführen, sondern sie in eine Zirkulation zu bringen. Viele Museen in Übersee seien dabei, sich auf Rückführungen einzustellen wie zum Beispiel das neu renovierte Museum in Benin/Nigeria, das bald die sogenannten Benin-Bronzen aus Berlin empfangen wird.

Im anschließenden Gespräch diskutierte Bénédicte Savoy mit Ulrike Trautwein, Generalsuperintendentin des Sprengels Berlin der EKBO und Mitglied des Beirates für Erinnerungskultur und des Missionsrates des Berliner Missionswerkes sowie mit **Dr. Friederike Krippner** von der Evangelischen Akademie. Was heißt es für Gesellschaften, wenn ihre Kulturgüter bis heute in Kontexten ausgestellt werden, für die sie nie bestimmt waren? Trautwein erzählte von der Generation ihrer Großeltern, die in der Mission tätig waren. Sie schilderte, wie sie selber erst in den letzten Jahren nach der Herkunft der Kolonialmöbel ihrer Großeltern gefragt habe - und sich bewusst geworden sei, wie die Mission mit den jeweiligen Kolonialmächten zusammengearbeitet habe. Jetzt sei es sei an der Zeit, sich auch an jene Missionare zu erinnern, die damals gegen den Strom schwammen. Ein Beispiel sei Johannes Winter, der für die Berliner Mission in Südafrika wirkte.



Einladung zu Gottesdienst und Empfang

Das Berliner Missionswerk und die Gossner Mission feiern wieder gemeinsamen Epiphanias, mit Gottesdienst und Empfang. Am Freitag, 6. Januar 2023, um 18 Uhr, in der St. Marienkirche in Berlin-Mitte und im Roten Rathaus. Die Predigt wird die Theologin und Religionspädagogin Sara Vecera halten. Sie ist Bildungsreferentin bei der VEM und Autorin des Buches »Wie ist Jesus weiß geworden? Mein Traum von einer Kirche ohne Rassismus«.

Der Gottesdienst wird live übertragen:

→ berliner-missionswerk.de

GUTES KAUFEN UND GUTES TUN

Frisch eingetroffen

Gute Nachrichten aus iThemba Labantu: Wir - und alle Freundinnen und Freunde dieser tollen Einrichtung – können uns auf neue Teller. Tassen und Schalen freuen - unverwechselbar und mit viel Liebe per Hand getöpfert von den Menschen in der Township Philippi!

Zu bestellen unter:

 \rightarrow berliner-missionswerk.de/spenden-helfen/ kunsthandwerk



MISSIONSGESCHICHTE

Auf den Spuren der Urgroßeltern »Ich freue mich sehr, hier zu sein«, so der Londoner Peter

Franz im November bei seinem Besuch im Missionshaus, »denn dieses Haus hat eine besondere Bedeutung für unsere Familiengeschichte«. Franz' Urgroßeltern waren Berliner Missionare, die 1892 nach Südafrika ausreisten, um eine Missionsstation zu gründen: Carl Heinrich Robert Franz und Helene Magdalene Franz, geb. Schultz. Ihr Nachfahre war beeindruckt vom historischen Ort, der die Zeiten fast unbeschädigt überstanden hat. Wo früher die Schlafsäle der Missionsschüler lagen, arbeiten heute die Mitarbeitenden des Berliner Missionswerkes. Viele Nachkommen der Missionare – Carl und Helene hatten zehn Kinder – leben bis heute in der Region ihrer Missionsstation Blauberg





Kaiserswerther Diakonie wird Mitträgerin

Das Berliner Missionswerk erweitert sein Fundament: Der Missionsrat hat auf seiner Sitzung im November beschlossen, die Kaiserswerther Diakonie zur Mitträgerin zu ernennen. Schon seit 1974 bestehen enge Verbindungen mit der Diakonie. Damals übernahm das Werk die Trägerschaft der Schule Talitha Kumi, deren Grundstück Eigentum der Kaiserswerther Diakonie ist. »Die gute Zusammenarbeit mit Kaiserswerth, das Talitha Kumi 1851 in Jerusalem ins Leben gerufen hat, ist für unsere Tätigkeit im Nahen Osten wesentlich«, so die Begründung des Missionsrates für diesen wichtigen Schritt. Dadurch erhält die Diakonie das volle Stimmrecht im Missionsrat. Die Diakonie wurde 1836 von Theodor und Friederike Fliedner als Diakonissenanstalt Kaiserswerth gegründet. Heute engagiert sie sich vor allem im Sozial-, Gesundheits- und Bildungswesen. Sitz der Kaiserswerther Diakonie ist im gleichnamigen Stadtteil von Düsseldorf.

Ökumenischer **Schwung**

Ein Gespräch mit Dr. Christof Theilemann über die Vollversammlung des ÖRK in Karlsruhe

Für Christof Theilemann war die 11. Vollversammlung nicht seine erste ÖRK-Tagung. 1981 nahm er als »Steward« bei der Zentralausschusssitzung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) in Dresden teil. »Für mich als Jugendlicher und zumal in der DDR aufgewachsen, war das ein tolles Erlebnis: Dort traf sich die Jugend der Welt«, erinnert er sich. Auch 2022 stand die Begegnung im Mittelpunkt – auch wenn die Delegierten ein straffes Programm abarbeiten müssen.

INTERVIEW: GERD HERZOG

Wen konnten Sie in Karlsruhe treffen?

DR. CHRISTOF THEILEMANN: Ich hatte vier größere Begegnungen: mit der Delegation der Partnerkirche in Taiwan, mit dem Bischof der Partnerkirche im Heiligen Land, mit dem Ökumene-Dezernenten unser Partnerkirche aus Südkorea und mit dem Synodal-Senior, dem leitenden Geistlichen unserer Partnerkirche, in Tschechien.

Was hat Sie besonders beeindruckt?

DR. CHRISTOF THEILEMANN: Die Gelassenheit, mit der die Taiwanerinnen und Taiwaner mit der Lage ihres Landes umgehen. Dessen Gefährdung ständig zunimmt, vor aller Augen. Aber die Partnerkirche beeindruckt mich auch durch ihre Arbeit. Alle werden einbezogen, die

Jugendlichen, die polynesischen Indigenen Taiwans, andere Minderheiten - Inklusion im besten Sinne. Auch bei anderen Themen ist diese kleine Kirche ein großes Vorbild: Die Rolle der Frauen, die Rolle der Ökologie, die Rolle der Mission. In Korea existiert ebenfalls eine große Gefährdung, aus dem Norden des schmerzlich geteilten Landes. Seit Jahren sind die Fronten festgefahren, seit Jahren stehen sich dort hochgerüstete Armeen gegenüber. Darüber konnten wir mit dem Ökumenedezernent der Partnerkirche, Dr. Sunkook Park, offen sprechen. Die Koreaner bewundern uns für die Wiedervereinigung - eine Leistung, die ja nicht nur wir Deutsche alleine vollbracht haben. Die Bereitschaft der koreanischen Partner:innen, auch unter schwierigen Umständen eine Freiwilli-

Begegnung im Nachgang: Dr. Theilemann trifft in Berlin die Ökumenedezernentin Michiko Nishinosono vom Kvodan und Pfarrerin Mutsuko Akiba-Krämer von der Japanischen Gemeinde Berlin.

genentsendung nach Seoul zu ermöglichen, fand ich beeindruckend. Bischof Ibrahim Azar ist ein guter Bekannter von uns, auch dort ist die Situation gerade nicht einfach; seine Kirche steht unter großem Druck. Die Debatten auf der Vollversammlung seien nicht immer hilfreich gewesen seien, sagte er uns. Die ELCJHL mag eine zahlenmäßig kleine Kirche sein. Sie spielt aber vor Ort eine große Rolle in der Ökumene und wird gehört. Zuletzt möchte ich noch das Gespräch mit dem Synodalsenior der Böhmischen Brüder, Pavel Pokorný, erwähnen. Wir kennen uns schon lange, wir haben schon vor Jahren zusammen Fußball gespielt.

THEILE-

fen uns

Jahren.

nerzeit

ver-

brachte er ein

Wie kam es dazu?

DR. CHRISTOF

MANN: Wir tra-

in den 1980er

Sei-

Zuschauer:innen bei unseren Spielen. Es stellte sich heraus: Viele von ihnen waren in »dienstlichem Auftrag« gekommen. Pokorný ist ein sehr beeindruckender Mensch, der die Herausforderungen für seine Kirche präzise auf den Punkt bringt. Die Leistung dieser kleinen Kirche in einer extrem säkularisierten Gesellschaft - viele Tschech:innen kennen Kirche nur aus der Ferne – kann man gar nicht hoch genug einschätzen. Das ist eine Kirche, die sich unter schwierigen Umständen clever für die Zukunft aufstellt. Unbedingt

Gastjahr am Sprachenkonvikt in Ost-Berlin. Er

war genau wie ich begeisterter Fußballspieler.

Konvikts sogar zu Turnieren nach Tschechien

und Ungarn. Dabei wurden wir - das sei der

jeweiligen Behörden intensiv überwacht. Wir

Vollständigkeit halber erwähnt - von den

waren damals erstaunt über die vielen

Wir fuhren damals mit der Mannschaft des

zustimmen kann ich seiner Mahnung, jene mutigen Menschen nicht zu vergessen, die in Russland gegen den Krieg in der Ukraine und gegen das russische Regime protestieren. Und damit ihr Leben, ihre Gesundheit, ihre Freiheit riskieren. Es habe schon einmal Zeiten gegeben, sagte er uns, in denen sich der ÖRK nicht deutlich genug für jene Menschen einsetzte, die im Ostblock für die Freiheit demonstrierten. Er fände es schade, wenn sich das wiederholen würde.

Die Ökumene hat angesichts vieler globaler Krisen – Pandemie, Klima, Ukraine – gerade einen schweren Stand. Gebraucht wird der weltweite Zusammenhalt aber gerade jetzt.

DR. CHRISTOF THEILEMANN: Der ÖRK hat, anders als früher, nicht mehr das eine große, einigende Thema. Das war in den 1970er und 1980er Jahren der Kampf gegen die Apartheid. Heutzutage gibt es viele Themen, die alle gleichermaßen – und alle zu Recht – unsere Aufmerksamkeit fordern. Ökumene ist für viele Christinnen und Christen zur Gewohnheit geworden; viele denken: Darum muss man sich nicht mehr bemühen. Aber Ökumene muss mit jeder Generation neu erarbeitet werden. Um neue Wege zu gehen, um sich auf Veränderun-

Wenn man die Menschen emotional nicht erreicht, dann machen sie sich auch nicht auf den Weg. Ökumene hat ein unglaubliches Potenzial, das wir nicht brachliegen lassen sollten.

Wo liegen die Schwierigkeiten?

DR. CHRISTOF THEILEMANN: Manche Dinge sind nicht vorangekommen, das muss man der Fairness halber erwähnen, da dümpelt die Ökumene etwas vor sich hin. Problematisch wird es zum Beispiel dann, wenn eine »ökumenische Methode« sich dauerhaft darauf verlegt, das eine zu sagen und das andere nicht auszuschließen – ein permanentes »sowohl als auch«. Das mag in der Diplomatie hin und wieder funktionieren, aber in der Welt braucht's manchmal auch klare Ansagen – oder klare Absagen.

Wo zum Beispiel?

DR. CHRISTOF THEILEMANN: Ich hätte mir gewünscht, dass der Begriff »Apartheid" nicht in einer Resolution erscheint. Die Übertragung historischer Labels auf andere Zeiten und Situationen ist nicht immer hilfreich. Ich kann die Geschichte schrecklichster deutscher Verbrechen nicht ignorieren, wenn ich als Deutscher auf Israel schaue.



Was wünschen Sie sich für die Ökumene?

DR. CHRISTOF THEILEMANN: Ich bin sehr an Theologie interessiert. Deshalb betrübt es mich, wenn der Theologie an vielen Stellen der ökumenischen Debatte die Rolle des Sündenbocks zugewiesen wird. Sicher hat die Theologie hier oft hemmend gewirkt - und mitunter zu Unrecht. Aber es gibt auch dieses: Genuin kirchenpolitischen Entscheidungen wird zuweilen ein theologisches Mäntelchen umgehängt. Das tut der Theologie nicht gut - und der Ökumene auch nicht. Denn sie wird nicht ohne Theologie vorankommen. Die Praxis sei ganz einfach, heißt es, erst die Theologie mache die Dinge kompliziert. Aber das stimmt so nun auch nicht immer. In der Auslegung der Bibel gehen die Unterschiede, so bei der Trinitätslehre oder bei der Bibelauslegung, quer durch die Konfessionen. Es gibt katholische und evangelische Theolog:innen, die sich an diesem Punkt näher sind als Geschwistern aus den eigenen Konfessionen. Die theologische Debatte ist viel lebendiger, als manche denken.

Gab es sowas wie einen ökumenischen »Karlsruher Geist«?

DR. CHRISTOF THEILEMANN: In der Vollversammlung hat man nicht immer die Möglichkeit, in die Details zu gehen. Aber wenn man sich zum Mittagessen mit den Taiwaner:innen oder zu Kaffee und Kuchen mit den Tschech:innen trifft, kann man frei und offen sprechen. Auch wenn ich die Vorteile von Videokonferenzen mittlerweile zu schätzen weiß: Es fehlen mitunter die Zwischentöne, die Einschätzungen, das Korrigieren, das Nachfragen. Sich auf einen Tee, sich in Ruhe mit dem koreanischen Kollegen zu treffen, ist durch Zoom nicht zu ersetzen. Trotzdem: Auf dieser Vollversammlung konnte man wieder einmal sehen und fühlen: Wir sind eine große, weltweite Familie. Das war, wenn man so will, der »Karlsruher Geist«. Deshalb hat es mich sehr gefreut, dass Pröpstin Dr. Christina-Maria Bammel als Delegierte in Karlsruhe dabei war. Ich glaube, sie konnte aus der Vollversammlung den emotionalen Schwung der Ökumene mitnehmen - wie ich übrigens auch. Insofern hat Karlsruhe Hoffnung freigesetzt.



Worüber haben Sie sich noch gefreut?

DR. CHRISTOF THEILEMANN: Über die Wahl unserer kubanischen Gastpfarrerin Liudmila Hernandez in den Zentralausschuss des ÖRK. Sie wird dort eine gute Rolle spielen, da bin ich mir sicher. Über die Sachthemen kann man unterschiedlicher Meinung sein, aber für mich war die Hauptsache der emotionale Schwung aus den Begegnungen. Den konnte ich auch selbst aus Karlsruhe mitnehmen, den möchte ich nicht missen. Man sieht die eigenen Herausforderungen ganz anders, wenn man das Fenster aufmacht. Lässt man das Fenster zu, fehlt der Blick in die Weite. Diese Vollversammlung hat an einigen Stellen die Fenster geöffnet, die Menschen gehen verändert nach Hause. /



Gerd Herzog

arbeitet im Öffentlichkeitsreferat des Berliner Missionswerkes und schätzt die ökumenische Offenheit des Werkes schon lange.

Premiere in der Weltstadt

Über eine Entsendung zur New Yorker Partnerkirche



»Gemeindearbeit vor Ort«, »Verkündigung« und »Seelsorge«. Hier wollte ich mich einbringen, in meiner künftigen New Yorker Gemeinde. Die Fort Washington Collegiate Church ist der nördlichste Standort der auf vier Kirchen in Manhattan verstreuten »Collegiate Church of New York«. Gegründet 1628, zählt sie zu den ältesten kontinuierlich bestehenden protestantischen Kirchen Nordamerikas.

TEXT UND FOTO: ALEXANDER BENATAR

raditionell gehört die Gemeinde der Reformed Church in America an und seit 2017 außerdem der United Church of Christ (UCC). Der New Yorker Zweig der UCC unterhält fast ebenso lange eine Partnerschaft mit dem Kirchenkreis Berlin-Stadtmitte. Trotzdem war meine Ankunft eine Premiere: Aus der EKBO wurde noch niemand für einen längeren Zeitraum in eine UCC-Gemeinde entsandt. Vermittelt hatte meine Entsendung Superintendent Dr. Bertold Höcker aus Stadtmitte, sein Ansprechpartner war Rev. David Gaewski, der damalige

Fort Washington Collegiate Church, 11 a.m Sunday Morning Worship, 15. Mai

Online unter:

→ youtube.com/watch?v=pxc0zfwwTvU

»Conference Minister« (Regionalbischof) der UCC New York. Im Frühjahr 2020 war New York ein Epizentrum der Corona-Pandemie. Kein Wunder, dass meine New Yorker Gemeinde nun bewusst vorsichtig agierte. Mit Verbreitung der Delta-Variante des Virus im Herbst 2021 war man deshalb, nach einigen Monaten in Präsenz, wieder dazu übergegangen, Gottesdienste ausschließlich online zu übertragen. Die anschließende Omikron-Welle wiederum sorgte dafür, dass die Türen der Kirche noch bis Mitte Februar 2022 geschlossen blieben. Bis dahin war meine Hilfe besonders bei der Freiwilligenkoordination des »Community Fridge« der Gemeinde gefordert. Ich begann, mittwochs regelmäßig bei den Essensauslieferungen zu helfen, den Kühlschrank zu befüllen und Essen an Bedürftige aus Washington Heights zu verteilen. Außerdem lud ich die anderen Freiwilligen zwei Mal im Monat zu Online-Treffen ein, gewann neue Ehrenamtliche sowie Essensquellen und erfüllte vor allem eine Schnittstellenfunktion zwischen jenen Freiwilligen, die der Kirche nicht angehörten und der Fort Washington Collegiate Church selbst.

Bald wurde ich auch mit der Aufgabe betraut, bei Bedarf dienstägliche Online-Morgengebete sowie das Online-Bibelarbeitsformat »God Talk« zu leiten. Eine weitere wöchentliche Online-Bibelarbeit »Spirit Talk« unter Leitung von Rev. Bridget Anthony von der Westend Collegiate Church lernte ich zunächst als regelmäßiger Teilnehmer kennen. Schon nach kurzer Zeit schlug Rev. Bridget jedoch vor, dass doch ich künftig die eine oder andere Stunde übernehmen könnte, was ich sehr gerne tat. So unterrichtete ich mit großer Begeisterung zunächst zwei Online-Stunden zu Hagar, der Protagonistin meiner exegetischen Masterarbeit, sowie je eine weitere Einheit zur Geburtsgeschichte des Mose (Ex 2,1-10) und zu Petrus in Jerusalem (Apg 11,1-18).

Sobald die Sonntagsgottesdienste wieder in Präsenz stattfanden, wurde ich immer mehr in deren Gestaltung eingebunden, sprach das Kollektengebet, verlas Abkündigungen, formulierte in Rücksprache vor allem mit älteren Gemeindemitgliedern Fürbittengebete und konnte schließlich auch selbst predigen. [Kasten hier in der Nähe] Außerdem leitete ich an einem Donnerstagabend eine Passionsandacht, in der ich mich anlässlich einer zeitlichen Koinzidenz mit dem jüdischen Purim-Fest vor allem dem Buch Esther widmete. Auf Anregung des Gemeindepädagogen Zachary unterstützte ich ihn zudem regelmäßig beim Kindergottesdienst und half ihm, sich biblischen Erzählungen und Figuren gemeinsam mit einer wechselnden Gruppe Kinder unterschiedlichen Alters spiele-

risch zu nähern – sie zu malen, nachzuerzählen oder in kleinen Theaterstücken nachzuspielen. Auch bei der Erarbeitung eines Konzepts für einen hybriden Konfirmationsunterricht konnte ich Zachary zuarbeiten und ihm zumindest bei der einführenden Unterrichtseinheit auch zur Seite stehen.

Mit planmäßigem Ausscheiden meiner »Mit-Praktikantin« Julia übernahm ich ab Mai zuletzt auch deren Aufgabe, seitens der hauptamtlichen Gemeindemitarbeiter:innen den Kontakt zur Ü55-Gruppe der »Prime Timer« zu halten. Ich begann also damit, die insgesamt gut zwei Dutzend Mitglieder dieser Altersgruppe in unregelmäßigen Abständen anzurufen und sie je nach Bedarf über anstehende Veranstaltungen oder Veränderungen im Gemeindeleben zu informieren oder mich einfach nach ihrem aktuellen Befinden bzw. ihren Wünschen für Fürbitten im nächsten Gottesdienst zu erkundigen. Immer wieder wurden aus diesen Telefonaten kürzere und längere Seelsorgegespräche, oder aber sie dienten wahlweise als Ventil für allgemeine Beschwerden über aktuelle Entwicklungen bzw. als Auftakt für anregende Unterhaltungen bei einem gemeinsamen Mittagessen.

Gerade Anfang des Jahres, als auf Gemeindeebene viele Dinge noch nicht möglich waren, half ich auch auf kirchenleitender Ebene der UCC New York Conference aus. Ich wurde Teil des Planungskomitees zur Durchführung des nächsten »Annual Meeting« (in etwa Landessynode) der Conference, nahm an dessen regelmäßigen Online-Treffen und Mitte Juni auch an dem Meeting selbst mit 120 Teilnehmer:innen in Upstate New York teil. Hierdurch lernte ich sämtliche Mitglieder der New Yorker Kirchenleitung kennen, die regelmäßig an den Annual Meetings teilnimmt. Außerdem unterstützte ich eine Fundraising-Kampagne zur Gründung eines neuen Kirchenhilfsfonds und einer eigenen Stiftung der UCC New York Conference, indem ich an einen Tag pro Woche vom Büro einer weiteren UCC-Organisation aus potentiell relevante Fördermittel recherchierte.



Alexander Benatar

absolvierte von Januar bis August 2022 ein sogenanntes »Provikariat« in New York, in der Fort Washington Collegiate Church der UCC zur Vorbereitung auf sein Vikariat in der EKBO.

Menschen mit Mission



Christiane Carmesin

nahm viele Jahre lang als Assistentin im Öffentlichkeitsreferat unter anderem die Aufgabe des Korrekturlesens wahr. Stets mit Geduld, Humor und großer Beharrlichkeit. Und manchmal, wenn's sein musste, auch noch zu nächtlicher Stunde und fünf Minuten vorm Drucktermin. Im Juni wurde sie in den Ruhestand verabschiedet. Nun genießt sie den Sonnenaufgang überm Meer auf ihrem Balkon in Eckernförde. Ob sie dort auch korrekturliest? Das wissen wir nicht genau. Eines aber steht fest: Die gelernte Buchhändlerin bleibt uns verbunden - und widmet sich weiterhin ihrer großer Leidenschaft, dem Korrekturlesen, nun aber im Ruhe-

stand.



Sosirita Kandulna

ist Frauenbeauftragte der indischen Gossner Kirche, Partnerin der EKBO und des Berliner Missionswerkes. 2019 trat sie ihr Amt in Ranchi an - »und dann kam Corona«. Sie fühlte sich ausgebremst. Nun schaut sie aber nach vorn: Im Herbst hat sie alle 30 Pastorinnen der Kirche zu einem Workshop einladen und gemeinsame Vorhaben planen. Bereits jetzt, so betont sie, ist das Engagement der Pastorinnen groß: Sie kümmern sich um Bedürftige, gehen in Waisenhäuser, initiieren Blutspende-Termine. Sosirita Kandulna war im Mai in Deutschland zu Besuch und nahm viel Ermutigung für ihre Arbeit mit nach Hause: »Die Gespräche, etwa mit Regionalbischöfin Ulrike Trautwein, haben mir gezeigt, dass wir in der Gossner Kirche in punkto Gleichberechtigung noch viel nachzuholen haben. Wir sind dran!«



Julia Winter

hat fünf Jahre lang unser »Inwärts-Programm« betreut: Sie kümmerte sich in dieser Zeit mit großem Engagement um die jungen weltwärts-Freiwilligen, die für ein Jahr nach Deutschland kommen. »Das Programm trägt zu Offenheit, Toleranz und gegenseitigem Verständnis bei«, betont die 35-Jährige. Ob die jungen Menschen nun aus Kenia oder Schweden, Südafrika, Taiwan, Indien, Sambia oder Uganda kommen: »Bei weltwärts' mitzumachen, bedeutet, den Horizont zu erweitern. Gleichzeitig bereichern die jungen Leute auch das Leben in ihren Gastgemeinden«, so Julia Winter. Sie selbst will nun ihren eigenen Horizont erweitern: als Referentin für Kommunikation im Institut für Europäische Politik. Wir wünschen ihr alles Gute und Gottes Segen!

→ berliner-missionswerk.de/freiwilligenprogramm/inwaerts-programm



mag eine Frage überhaupt nicht. Und gerade die wird ihr immer wieder gestellt: Wo kommen Sie her? »Aus Oberhausen«, antwortet sie dann. Die 38-Jährige ist dort geboren und aufgewachsen, lebt mit ihrer Familie dort und spricht einen »ordentlichen Ruhrpott-Dialekt«, wie sie es nennt. Auch wenn die Frage nach der Herkunft freundlich interessiert gemeint sei, würden ihr damit Fremdsein und ein »sogenannter Migrationshintergrund« attestiert. Auf ihrem Instagram-Profil zeigt die Theologin ihren Alltag als berufstätige Mutter und nimmt den deutschen Alltagsrassismus in den Blick – auch den in der Kirche. Am 6. Januar 2023 wird sie im Epiphanias-Gottesdienst von Gossner Mission und Berliner Missionswerk predigen.

→ vemission.org





Christian Nottmeier

ist seit 2018 Superintendent des Kirchenkreises Neukölln. Der Bezirk ist so multikulturell und multireligiös wie kaum ein anderer in Berlin. Naheliegend, dass er sich im Berliner Missionswerk als Beiratsvorsitzender für den Interreligiösen Dialog engagiert. Bevor er nach Neukölln kam, war Dr. Nottmeier Pastor der deutschsprachigen Johannesgemeinde in Pretoria/Südafrika - noch ein Impuls, sich für die Verständigung zwischen Menschen verschiedenster Herkunft zu engagieren. Passend sein Motto auf der Homepage des Kirchenkreises: »Draufschauen, zusammenhalten und gemeinsam gestalten – damit Menschen von Gottes Liebe erfahren«.

→ neukoelln-evangelisch.de



Selma Dorn

ist Theologin und arbeitet seit zwei Jahren als Wissenschaftliche Assistentin am Deutschen Evangelischen Institut für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes (DEI). Altertümlicher Titel, moderner Auftrag: Nicht nur ausgraben, sondern auch vermitteln. Das Institut ist nicht nur eingebunden in den Verbund »Evangelisch in Jerusalem«, sondern kooperiert auch über die kirchlichen Rahmen hinaus. So zum Beispiel auch mit Talitha Kumi, der Schule des Berliner Missionswerkes in der Westbank. »Wir sind die einzige archäologische Organisation, die vor Ort ansässig ist und über Grenzen hinweg arbeiten kann«, sagt Selma Dorn, »wir unterhalten Partnerschaften zu allen Seiten - zur israelischen, zur jordanischen wie zur palästinensischen«.

 \rightarrow deiahl.de



Thadina Keinath

war schon als Kind, mit acht Jahren, von der Himmelfahrtskirche auf dem Ölberg begeistert. Damals hat sie Jerusalem mit ihren Eltern besucht. Jetzt ist sie mit dem Berliner Missionswerk als Freiwillige zurückgekehrt und betreut das Café Auguste und führt Besucher:innen durch die Kirche. Thadina erzählt ihnen von der neo-byzantinischen Architektur und von der wechselvolle Geschichte dieses besonderen evangelischen Ortes im Heiligen Land; seit 1914 steht die Kirche auf einem der höchsten Punkte Jerusalems. »Dieser Ort ist meine Traumstelle!«

 \rightarrow berliner-missionswerk.de/freiwilligenprogramm/israelpalaestina

Brian Leathard

ist Anglikaner und Rector der Gemeinde St Luke's & Christ Church in Chelsea, London. Und schon lange ein engagierter Fürsprecher der Partnerschaft zum Berliner Missionswerk und zur EKBO. »Ich denke, dass die Verbindung eine Erfolgsgeschichte ist, weil sie von Anfang an etwas war, das in den Gemeinden, in Schulen und beispielsweise auch in der Krankenhausseelsorge angesiedelt war«, sagt Dr. Brian Leathard, »die Partnerschaft wurde nie von oben diktiert«. Manchmal sei sie aufgeblüht, manchmal gab es ruhige Zeiten, »aber die Partnerschaft wird getragen von dauerhaften Freundschaften – zwischen den Menschen und zwischen Gemeinden«.

 \rightarrow chelseaparish.org



Zeichen der Ökumene, Ehrung für die Person

Bischöfin Sarah Mullally wird Ehrendompredigerin



Von links: Dr. Christof Theilemann, Christlieb Klages, Vorsitzender des Domkirchenkollegiums, Bischöfin Sarah Mullally, Bischof Dr. Christian Stäblein, Rev. Tom Pyke, Dompredigerin Dr. Petra Zimmermann.

»Der Advent bringt unsere Vorstellung von einem weltfernen Gott, der hoch oben in den Wolken haust, ins Wanken«, sagt die Londoner Bischöfin Sarah Mullally im Gottesdienst zum 2. Advent. Gottes Kommen nehme Fahrt auf, »das ist ein Zeichen der Hoffnung für Menschen, die sich nach Weltveränderung sehnen und auf sie warten. Denn Krisen, so Bischöfin Sarah, gebe es viele: »Würde der Evangelist Lukas heute in der zerbrechlichen Welt leben, ich wäre neugierig, welche Zeichen der Zeit er benennen und wie er sie erkennen würde.«

it diesen Gedanken eröffnete am 4. Dezember Sarah Mullally ihre Predigt im Berliner Dom. Dass die Bischöfin aus London – ihre Diözese ist dem Berliner Missionswerk und der EKBO partnerschaftlich eng verbunden – an diesem Adventssonntag auf der Kanzel des Domes predigte, ist nicht alltäglich. Sondern Ausdruck einer besonderen Ehre: Die Domgemeinde verlieh in diesem Gottesdienst die Ehrendompredigerinwürde an die Londoner Bischöfin. »Wir sind froh, dass Sarah Mullally diese Ehre akzeptierte«, so Dompredigerin Dr. Petra Zimmermann. Die Ehrung solle ein Signal sein – für die ökumenische Zusammenarbeit, aber auch für eine Persönlichkeit, »die überall dort ihre Stimme erhebt, wo Entscheidungen über brennende Probleme der Gegenwart getroffen werden«, so die Ankündigung des Domes.

»Seit ich das letzte Mal hier im Berliner Dom war, gab es den Brexit mit all seinen Konsequenzen«, hob Bischöfin Mullally in ihrer Predigt eindrücklich hervor, »eine globale Pandemie, eine Lebenshaltungskrise und neue Konflikte in der Welt«. Der Evangelist Lukas würde vielleicht davon sprechen, dass den Völkern bange werde, dass die Menschen vergehen vor Furcht. Gerade angesichts der vielen Krisen »ist das Kommen des Menschensohnes ein Hoffnungszeichen für Menschen, die in großer Not sind und leiden«.

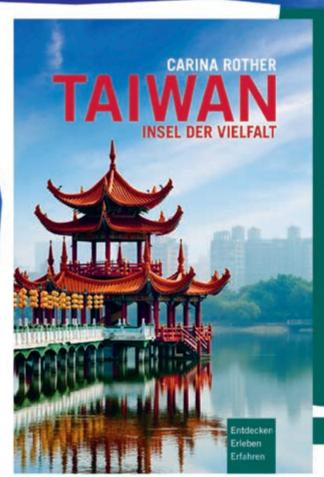
Die vertragliche Partnerschaft zwischen der Diözese London der Kirche von England und der (damals noch) Evangelischen Kirche-Berlin-Brandenburg besteht seit 1999 und ist auf die EKBO übergegangen. Der Vertrag erkennt auf Basis der Erklärung von Meißen die Ämter gegenseitig an und verpflichtet die beiden Kirchen, so viel wie möglich gemeinsam wahrzunehmen: »... Berlin und London kommt als Hauptstädten in der Europäischen Union eine besondere Bedeutung zu. Die damit verbundenen Aufgaben und Chancen für die Kirchen können wir an vielen Stellen gemeinsam wahrnehmen.« Auch wenn London nun nicht mehr Teil der Europäischen Union ist, so bleiben die Verabredungen bestehen, die sich aus der Vereinbarung ergeben – trotz oder gerade wegen des Brexits.

Online unter:

→ berliner-missionswerk.de/partner-kirchenweltweit/westeuropa/kirche-von-england







Carina Rother TAIWAN Insel der Vielfalt



Hightech-Insel, Corona-Vorbild, freiste Demokratie Asiens. Aber auch ein Ort, wo Geister besänftigt werden und Götter durch die Straßen ziehen: Taiwan, ein Land der Gegensätze.

Begleiten Sie die Autorin auf eine Entdeckungsreise – durch das kulinarische, historische und politische Taiwan. Zu heißen Quellen und entlegenen Dörfern. Und vor allem: in daoistische, buddhistische und christliche Glaubenswelten – und damit in die Herzen der 23 Millionen Menschen, die Taiwan zu dem machen, was es ist: einzigartig.

Missionshilfe Verlag, Hamburg 2022 - 10,80 Euro ISBN 978-3-946426-33-2 · Herausgeber: Evangelische Mission Weltweit e. V.

Erscheint im Januar 2023

JETZT BESTELLEN

www.demh.de/taiwan oder E-Mail: info@demh.de

Verlag der Deutschen Evangelischen Normannenweg 17-21 Missionshilfe (DEMH)

20537 Hamburg

Tel.: (040) 254 56-143 info@demh.de · www.demh.de



trag für die älteste evangelische Schule in Palästina.

Seit Gründung vor über 170 Jahren engagiert sich

unser Schulzentrum Talitha Kumi ganz konkret für

Mädchen und junge Frauen im Heiligen Land. Vom Heim für christlich-palästinensische Waisenmädchen

zur hoch angesehenen Mädchenschule, von der ers-

ten koedukativen Schule im Heiligen Land zur Exzel-

lenten deutschen Auslandsschule – durch alle Veränderungen hindurch bewahrte sich Talitha Kumi ihren

Gründungsgedanken.

oder Nachmittagsbetreuung für Mädchen mit

und junge Frauen sind vielfältig und stärken die

Schülerinnen in Ausbildung und Alltag.

Lernschwierigkeiten - die Angebote an Mädchen

Bitte unterstützen Sie Talitha Kumi

mit Ihrer Spende und schenken Sie

ihren individuellen Bedürfnissen.

palästinensischen Mädchen eine maß-

geschneiderte Förderung - ganz nach